Hattingen, den 18. Juli 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 29.

Der Bote aus dem Ruhrtal,



Billigstes Wochenblatt

für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Mit dem Antritt der Nordlandsfahrt des Kaisers, die sich diesmal nicht unmittelbar an die Kieler Woche sondern an die Abstattung des Gegenbesuchs am dänischen Königshof anschloß, ist politische Stille in Deutschland eingetreten. Der Reichskanzler verbringt wie seit Jahren wieder auf Norderney seinen Sommer-Erholungsurlaub, um Kraft zu sammeln für die nächste parlamentarische Saison, in der es gilt, die von ihm eingefädelte Politik der konservativ-liberalen Paarung in die Wirklichkeit umzusetzen. Der Liberalismus erwartet von dieser Blockpolitik, der er sich nicht ohne Bedenken angeschlossen hat, die Erfüllung mancher seit langen Jahren erhobenen Programmforderung. Namentlich wird es die Sache der Regierung sein, zu einer Reform des preußischen Landtagswahlrechts die Hand zu bieten, wenn sie das Ziel, im Reichstage von der konservativen Machtherrschaft des preußischen Abgeordnetenhauses unabhängiger zu werden und die Politik im Reiche und in Preußen in größere Uebereinstimmung zu bringen, wirklich erreichen will. Den Weg zu diesem Ziele zu finden, ist unter den augenblicklichen Verhältnissen gewiß nicht leicht; man wird nicht erwarten dürfen, daß die Regierung in der inneren Politik die konservativen Bahnen plötzlich verläßt und in das liberale Fahrwasser steuert. Aber mit gutem Recht wird man verlangen können, daß wenigstens der gute Wille gezeigt wird, Wandel in der bisherigen Richtung der Regierungspolitik eintreten zu lassen und das Steuer mehr nach links zu drehen.

Staatssekretär Dernburg hat am vergangenen Montag, abends um 10 Uhr, an Bord des „Feldmarschall" die Seereise nach Ostafrika angetreten. Schon um ½6 Uhr hatte sich Herr Dernburg auf das Schiff begeben, um sich dort heimisch einzurichten. — Die Ankunft des Staatssekretärs und seiner Begleiter in Neapel erfolgte um ¾7 Uhr morgens. Dernburg erklärte, eine sehr gute Reise gehabt zu haben. Das kann bekanntlich auf italienischen Eisenbahnen nicht jeder von sich sagen.

Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Baron von Aehrenthal, ist bei dem Besuche seines italienischen Kollegen Tittoni in dem italienischen Städtchen Desio vom Publikum ungemein herzlich begrüßt worden. Nachdem eine Musikkapelle die österreichische Nationalhymne gespielt hatte, ertönten Hochrufe, Rufe: Hoch der Dreibund! wurden laut. Erfreulich war es, daß der Besuch Aehrenthals in Italien durch die Kunde von der Verlängerung des Dreibundes bis zum Jahre 1904 eingeleitet werden konnte.

Die Truppenschau am vergangenen Sonntag, dem französischen Nationalfeiertage, war glänzend und ohne jeden Zwischenfall verlaufen, die Antimilitaristen, welche Demonstrationen gegen den Ministerpräsidenten und den Kriegsminister angedroht hatten, konnten von der Polizei ohne Mühe im Zaume gehalten werden. Freudestrahlende Mienen auf allen Gesichtern. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Als Präsident Fallieres auf der Rückfahrt ins Elysee, den Palast des Präsidenten, mit seiner vierspännigen Galaequipage, in welcher auch der Ministerpräsident Clemenceau und Generalsekretär Lanes Platz genommen hatten, die Avenue Narigny erreichte, krachten plötzlich kurz vor der Einfahrt in das Elysee 2 Schüsse. Der Präsident springt im Wagen auf, er ist unverletzt. An einer Bank steht ein rotbärtiger, armselig gekleideter Mann, bleich wie der Tod, den rauchenden Revolver in der Hand. Nur mühsam befreit ihn die Polizei aus den Händen der Menge, die den „Verbrecher" lynchen will. Dieser ist offenbar ein Irrer, er heißt Leon Marie Maille und ist 41 Jahre alt. Es handelt sich um eine Wahnsinnstat, und nicht um ein politisches Verbrechen. Der Verhaftete erklärte im polizeilichen Verhör, er habe den Präsidenten weder töten, noch verletzten, sondern nur die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Diese Behauptung wurde durch die Angabe von Augenzeugen bestätigt, der Irre habe auf die Erde geschossen. Auf weitere Fragen des Kommissars gab der Rotbärtige die stereotype Antwort: „Ihr Geist ist zu klein, um dem Fluge meiner Gedanken folgen zu können." Der Attentäter wird also wohl oder übel in ein Irrenhaus gesteckt werden müssen.

Die Sensation des Tages ist in Italien die Verhaftung des früheren Kultusministers Nasi, der vor drei Jahren wegen großen Unterschlagungen im Amte flüchtete und erst kürzlich zurückkehrte in dem Glauben, die Luft sei nun rein. Er hat sich geirrt. Entrüstung auf Sizilien und in Trapani bei Nasis Freunden im besonderen. Ihnen hat die würdige Exzellenz a. D. einst so viel gutes erwiesen, daß sie ihn immer wieder zum Abgeordneten wählten, trotz Kopfschütteln derer, die andere Moralbegriffe haben. Die Entrüstung auf Sizilien ist groß, sodaß die Regierung leicht Unangenehmes erleben kann. Mit Nasi ist sein früherer Kabinettschef Lombardo verhaftet worden.

Die beispiellose Frivolität des Generals Stössel (s. d. besonderen Artikel in dieser Nr.), des Kommandanten und Kapitulanten von Port Arthur, hat in ganz Rußland einen niederschmetternden Eindruck hervorgerufen. So schlimm hatte man sich die verbrecherischen Handlungen des Generals Stössel doch nicht vorgestellt, wie sie jetzt im Lichte der auf Tatsachen beruhenden Anklageschrift erscheinen. Einen ehrloseren und verlogeneren General, als den General Stössel der Anklageschrift, hat die Geschichte schwerlich gesehen. Feigheit, Gewissenlosigkeit, Lust am Wohlleben und überdies noch eitle Ruhmsucht vereinigen sich hier zu einem abstoßenden Bilde. Man darf gespannt sein, welche Strafe schließlich über den General Stössel verhängt werden wird. Daß er nicht vor den Sandhaufen gestellt und niedergeschossen wird, wie er es nach der Anklageschrift verdient hat, darf mit Sicherheit angenommen werden.

Der Kaiser von Korea soll sich mit Abdankungsabsichten tragen, da er jetzt noch weniger als ein Schattenkaiser ist, seitdem die Japaner das Regiment in Korea führen, so ist es vielleicht für alle Teile das beste, wenn er seine Absicht durchführt.

Der Degen Friedrichs des Großen.

Anläßlich der 100. Wiederkehr des Tages, an dem der Degen Friedrichs des Großen, den Napoleon als kostbare Reliquie aus Potsdam entführt hatte, unter großen Feierlichkeiten in den Invalidendom gebracht worden war (17. Juni), ist die Geschichte dieser geraubten Trophäre genauer erzählt worden. Die Darstellung, nach der der Degen mit anderen Trophäen im Jahre 1814 verbannt wurde, ist hier und da auf Zweifel gestoßen; man hat sich besonders darauf berufen, daß Moltke im Jahre 1871 Nachforschungen nach diesem kostbaren Besitz des großen Königs hat anstellen lassen, woraus man schließen nahm, daß er jedenfalls überzeugt war, die Waffe müßte noch vorhanden sein. Ein französischer Historiker hat nun die Zeugnisse der drei Männer, die die Zerstörung der Waffe bewirkt haben, des Kriegsministers Clarke, des Gouverneurs der Invaliden Marschall Serurier und des General Darnaud, gesammelt, und aus diesen geht unzweifelhaft hervor, daß der Degen im Jahre 1814 zerstört worden ist. Der Hergang war folgender: Als die verbündeten Truppen dicht vor den Einzug in Paris standen, forderte am 30. März der General Clarke den Marschall Serurier auf, mit den Trophäen aus dem Invalidendom auf der Straße nach der Loire, die noch frei wäre, zu fliehen. Der Marschall Serurier antwortete ihm am selben Tage, er würde die Fahnen und den Degen in Sicherheit zu bringen suchen; sollte es nicht mehr möglich sein, so würde er alles verbrennen. Am nächsten Tage schon ist der Weg nicht mehr frei, und er teilt dem Kriegsminister von neuem mit, daß er die Trophäe nun verbrennen müßte. Die Ausführung dieses Beschlusses wurde dem General Darnaud übertragen. Die Invaliden selbst übernahmen die Aufgabe. Einer von ihnen erkannte eine Fahne wieder, deren Eroberung ihm einen Arm gekostet hatte; er beschwor den General, sie zu retten. „Weinen Sie, lieber Freund", erwiderte der General, „aber wir müssen gehorchen." Der Invalide erhielt wenigstens die Genugtuung, die Fahne mit eigener Hand ins Feuer zu werfen. Der Major Vallerand erhielt den Auftrag, die Insignien und den Degen Friedrichs II. zu zerstören. Er war es, der den Degen in drei Stücke zerbrach und sie ins Feuer warf. Am nächsten Tage waren die Verbündeten in Paris, und sie begaben sich sofort zum Invalidendom, um die Trophäen zu retten; aber es war bereits zu

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Fortsetzung.)

Ihr Wagen wartete vor der Tür, und der Diener stand mit dem Hute in der Hand am Wagenschlag, um ihre Befehle entgegen zu nehmen. Hertha überlegte, zog ihre Uhr und berechnete, ob ihr noch Zeit genug bliebe, den Detektiv aufzusuchen, wie sie es ihm versprochen hatte. Um vier Uhr sollte der Schnellzug nach Dresden abfahren — jetzt war es halb zwei, so daß sie, wenn sie sich beeilte, recht wohl die Zeit für eine kurze Unterredung mit Bernardi erübrigen konnte. Sie gab dem Diener seine Adresse an, und der Wagen rollte davon.

Eine Minute später trat aus dem Vestibül des Hotels eine andere weibliche Gestalt auf die Straße hinaus. Sie winkte eine Droschke heran und nannte dem Kutscher als Ziel der Fahrt ein Hotel Unter den Linden.

Dort standen sich bald nachher Berthe Ravenaud und Voules gegenüber.

„Der Vogel ist wieder frei!" kam es hastig aus dem Munde des schönen Mädchens. „Marie hat Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Telegramm zu werfen, das ihr Randow von Dresden aus sandte. Er erwartet sie im Hotel Royal. — Ihr müßt Euch sofort bereit machen, dorthin zu fahren. — Ich werde ihr auf dem Fuße folgen, da alles davon abhängt, daß ich Gelegenheit finde, ihr erstes Gespräch zu belauschen."

Sie reichte dem langen Amerikaner die Hand und ging wieder zu der unten wartenden Droschke hinab. Diesmal mußte der Kutscher sie zum Anhalter Bahnhof fahren. — —

Hertha hatte den Detitak nicht in seinem Bureau angetroffen. Sie hatte ihm eine kurze schriftliche Mitteilung zurückgelassen und war, ohne viel weitere Zeit zu verlieren, zum Bahnhof gefahren. Sie löste ein Billett erster Klasse nach Dresden und setzte sich in die Ecke eines Coupés, um ihr Gesicht sogleich hinter einem mitgenommenen Buche zu verbergen.

Unmittelbar vor der Abfahrt des Zuges öffnete einer der Beamten noch einmal die Tür des Abteils und war mit besonderer Zuvorkommenheit einer Dame beim Einsteigen behilflich, in der Hertha auf den ersten flüchtigen Blick ihre von Wolters beobachtete Hotelgenossin erkannte, die der Portier Fräulein Roumier genannt hatte.

Sie dachte daran, daß auch der angebliche Percy den Namen dieser Dame genannt hatte, aber sie war sehr geneigt zu glauben, daß er sich desselben, den er wahrscheinlich unten an der Hoteltafel gelesen, nur als eines Vorwandes bedient hatte und daß er seine Trägerin gar nicht kannte.

Immerhin hatte dies Fräulein Roumier nach alledem für sie ein mehr als gewöhnliches Interesse, und während sie scheinbar fortfuhr, in ihrem Buche zu lesen, beobachtete sie mit einer gewissen Neugier ihre Reisegefährtin, die sich in der Fensterecke an der anderen Seite des Coupés niedergelassen hatte.

Sie fand, daß sie mit großer Eleganz und ausgesuchtem Geschmack gekleidet sei und durchaus den Eindruck einer vornehmen Dame machte. Ihr Gesicht aber erschien ihr so hübsch, wie sie seit langem keines mehr gesehen.

Und je länger sie es ansah, desto mehr wollte es ihr so vorkommen, als müsse sie dies interessante Mädchenantlitz schon früher gesehen haben, als bei den flüchtigen Begegnungen im Hotel. Sie hatte Zeit und Muße genug, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wo es geschehen sein könnte. Und plötzlich kam ihr wie eine Erleuchtung die Erinnerung, daß diese Miß Roumier unter allen Umständen die nämliche Dame sei, von der sich der seltsame Mann mit den dämonischen Augen auf dem Bahnhofe in Vierlinden verabschiedet hatte, als er sie mit dem Ellenbogen anstieß. Es war kein Zweifel — sie konnte sich nicht täuschen. Dies Gesicht war viel zu charakteristisch, als daß sie an eine nur zufällige Aehnlichkeit hätte glauben können.

9. Kapitel.

So sehr diese Entdeckung auch danach angetan war, Hertha zu frappieren, so kam sie doch bei ruhiger Ueberlegung zu dem Schluß, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach dabei nur um ein sonderbares zufälliges Zusammentreffen gehandelt habe. Denn diese Miß Roumier hätte geradezu mit übernatürlichen Mächten im Bunde stehen müssen, wenn sie imstande gewesen wäre, sich auf Schritt und Tritt an ihre Fersen zu heften.

Gern hätte sie sie angeredet, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob hier wirklich ein merkwürdiges Interesse an ihrer Person wie an ihrem Tun nnd Lassen obwaltete. Aber die Scheu, von der Fremden vielleicht eine unfreundliche Zurückweisung zu erfahren, hielt sie davon ab,

Als der Zug in die Bahnhofshalle einfuhr, war es trotz der verhältnismäßig frühen Stunde schon vollständig dunkel. Hertha übergab einem Gepäckträger ihren kleinen Koffer und beauftragte ihn, ihr eine Droschke zu besorgen. Draußen ging ein feiner durchdringender Sprühregen nieder, und fröstelnd schmiegte sich Hertha in die Polster, nachdem sie dem Kutscher den Namen des Hotels genannt hatte, in das sie gebracht zu werden wünschte.

Das Hotel Royal lag unmittelbar am Ufer der Elbe. Es war eines von denen, die ihres schönen Ausblickes wegen von den Dresden besuchenden Fremden mit Vorliebe frequentiert wurden.

Hertha ließ sich ein Schlafzimmer und einen Salon anweisen. Dann forderte sie Schreibgerät und warf rasch ein paar Zeilen nieder, die an den angeblichen Burkhardt gerichtet waren und ihn aufforderten, sie auf der nahe gelegenen Augustusbrücke zu erwarten.

Der auf ihr Klingeln erschienene Kellner hatte, wie sie es nicht anders erwartet hatte, auf ihre Frage, ob ein Herr Burkhardt im Hotel wohne, eine bejahende Antwort, und Hertha händigte ihm das Briefchen mit dem Auftrage ein, es dem Adressaten ungesäumt zu behändigen.

Dann legte sie einen Pelzmantel um ihre Schultern und verließ das Haus, um sich zu dem von ihr vorgeschlagenen Orte des Rendezvous zu begeben.

Langsam schritt sie auf der uralten steinernen Brücke auf und nieder, die die beiden Ufer der Elbe, verbindet. Aber Randow ließ länger auf sich warten als sie es vorausgesehen hatte, und der eisige Wind, der aus dem Elbtal her über die breite Fläche des Flusses fegte, ließ sie trotz ihrer warmen Hülle so frostig erschauern, daß sie es zuletzt auf der zugigen Brücke nicht länger aushielt, sondern sich zu einem am Ufer gelegenen Häuschen begab, das als Warteraum für die Dampfschiffspassagiere diente und vor dem sich mehrere Bänke befanden, auf deren eine Hertha sich niederließ.

Ihre Geduld wurde glücklicherweise nicht mehr all zu hart auf die Probe gestellt, denn schon nach wenig Minuten sah sie die hochgewachsene Gestalt eines Mannes auf sich zukommen, in dem sie auf den ersten Blick Paul von Randow zu erkennen glaubte.

Sie sprang auf und streckte ihm ihre Hand entgegen, die er mit einer beinahe stürmischen Bewegung ergriff, um sie an seine Lippen zu führen.

spät! In den Familienpapieren des Generals Darnaud hat sich eine bisher unveröffentlichte Erklärung des Offiziers gefunden, die diese Darstellung bestätigt und die hinzufügt, daß alle Invaliden bei der Zerstörung der Trophäen zugegen waren und weinend der Vernichtung dieser Beweise ihrer Tapferkeit zusahen.

Unwetter und Hochwasser.

An den Sommer des Jahres 1907 werden Städter wie Landbewohner noch nach Jahren denken. In Bezug auf das Wetter war und ist er so ungünstig wie nur möglich. Wir nähern uns dem letzten Drittel des Juli und haben in dem ganzen beiden ersten Teilen des Monats nur herzlich wenige günstige Tage gesehen. Kalt und regnerisch, das war die Losung, die beinahe Tag für Tag ausgegeben werden mußte. Sie hat unendlichen Schaden angerichtet. Hunderte und tausende von den Sommerausflüglern und Ferienurlaubern haben infolge des andauernden Regenwetters vorzeitig zurückkehren und die auf Erfrischung und Kräftigung gesetzten Hoffnungen aufgeben müssen. Das ist für die Beteiligten schmerzlich genug gewesen; weit ernster aber ist natürlich die Einwirkung des unaufhörlichen Regenwetters auf das Gedeihen und die Einbringung der Feldfrüchte. Die Heuernte ist in vielen Gegenden vollständig vernichtet. Das Getreide, das zu reifen begann, wurde durch die Unwetter zu Boden gedrückt, keimte aus und verfaulte zu einem großen Teil. Der ganze Schaden läßt sich zur Stunde noch gar nicht übersehen, aber er ist, für das ganze Reich berechnet, ein enormer. Die wolkenbruchartigen Regengüsse haben in Pommern und besonders in Schlesien furchtbare Ueberschwemmungen herbeigeführt. Zunächst traten die kleinen Gebirgsflüsse aus ihrem Bett, bald darauf warf aber auch die Oder gewaltige Wassermassen über die schützenden Dämme. Auch Niederösterreich und Böhmen wurden von furchtbaren Wasserkatastrophen heimgesucht. Wasser ist gefährlicher als Feuer. Dieses kann man auf seinen Herd beschränken oder doch in mäßigem Umfange begrenzen, jenes spottet aller Schutzwehren. Es ergießt sich mit elementarer Gewalt über blühende Aecker und lachende Wiesen und vernichtet in wenigen Stunden das Werk fleißiger Menschenhände. Es ist etwas furchtbares, wenn die schlammigen Wogen dahinrollen und alles erbarmungslos mit sich fortreißen, was sich in ihrer Bahn befindet. Dem unheilvollen Sommer wird ein teuerer Winter folgen. Bei den gegenwärtigen Ernteaussichten, die jetzt auch durch andauernd günstiges Wetter nicht mehr erheblich verbessert werden könnten, muß man sich auf eine weitere starke Steigerung der Lebensmittelpreise gefaßt machen. Da auch das Futter für das Vieh nur äußerst knapp ist, so ist auch eine noch erhöhte Fleischteuerung zu befürchten. So lange das Erwerbsleben seiner gegenwärtigen Blüte sich erfreut, wollen und können wir aber doch mit einiger Beruhigung der Zukunft entgegensehen.

General Stössel.



Das verbrecherische Treiben des Generals Stössel in Port Arthur steht in der Kriegsgeschichte recht vereinzelt da. Hat es auch schon Festungskommandanten gegeben, die der Bestechung zugänglich waren und gegen eine genügende Entschädigung den ihnen anvertrauten Platz dem Feinde verrieten und auslieferten, so stehen diese Beispiele schurkenhafter Handlungsweise doch ganz vereinzelt da. Auch innerhalb des deutschen Reichsgebietes, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, hat es Kommandanten gegeben, welche die ihrer Ehre anvertrauten Festungen ohne einen Schlag der Gegenwehr preisgaben. Aber diese Männer handelten unter dem Druck der allgemeinen Mutlosigkeit und Verzweiflung, der nach Lage der Dinge wenigstens begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar war. Im Falle des Generals Stössel handelt es sich um eine verbrecherische Frivolität. Im Vertrauen auf die ausgebreitete Lotterwirtschaft in seinem Vaterlande glaubte dieser auf den verantwortlichsten Posten gestellte Mann, daß er keinen Richter seiner Taten zu fürchten brauche. Mit dem nur den Russen zu Gebote stehenden bodenlosen Leichtsinn lebte er in den Tag hinein, in der augenscheinlichen Voraussetzung, daß es niemand wagen würde, seine Berichte zu bezweifeln oder nachzuprüfen. Er hielt sich dazu wahrscheinlich für um so berechtigter, als er keinen militärischen Richter zu kennen glaubte, dem nicht auch er durch Enthüllungen hätte gefährlich werden können. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. In Port Arthur war es so, die Generale Fock und Reuß standen mit Stössel unter einer Decke. Die verabscheuungswürdige Frivolität des Stösselschen Verhaltens bestand darin, daß er alles unterließ, was Pflicht und Ehre geboten, und gleichzeitig in ruhmrediger Weise von seinen vorgeblichen Heldentaten an den Zaren berichtete. Wie einst Polemkin seiner Gönnerin und Geliebten, der Kaiserin Katharina II. in der Krim üppige Landschaften und blühende Dörfer vorzauberte, so erfand General Stössel Gefechte und Schlachten und schrieb sich an ihnen in seinen Berichten an den Zaren rühmlichsten Anteil zu. In der ganzen fraglichen Zeit hatte aber nur das Gefecht bei Kincheou stattgefunden, das die Unfähigkeit des Generals Fock zu einer schweren Niederlage der Russen stempelte; Stössel aber hielt sich während dieses Gefechtes, fern vom Schuß, in dem sicheren Port Arthur auf. Sein Leben setzte Stössel niemals aufs Spiel. Die Festung war mit Munition noch reichlich versehen, aber der Branntwein war ersichtlich zur Neige gegangen, als Stössel Ausgangs Dezember dem Zaren meldete, Port Arthur sei nicht länger zu halten. Die große Mehrheit im Kriegsrat verlangte die Fortsetzung der Verteidigung, fügte sich aber — es muß dahingestellt bleiben, wie gern oder widerstrebend — dem Befehle des Kommandanten.

Gedankenspitter.

Wenn sie dich schmähten, wenn sie dich schalten,
Widersprich nicht mit hitzigem Blut;
Schweig und schaffe, was schön und gut,
So wirst du zuletzt doch Recht behalten.

Emanuel Geibel.

Lokales.

— **Das Reich kauft Silber.** Die noch im Umlauf befindlichen Taler werden bekanntlich am 1. Oktober d. J. aus dem Verkehr gezogen, und es wird alsdann eine Umprägung der Taler in Reichsmünzen vorgenommen. Nach den letzten Ziffern der Reichsbank besaß diese ungefähr 6 Millionen Taler, und ungefähr ebensoviel dürften sich im öffentlichen Verkehr befinden. Da aber diese Beträge nicht mehr lange ausreichen, um dem wachsenden Bedarf des Verkehrs nach Silbermünzen zu genügen, und die Reichsbank keine Silberbarren mehr besitzt, so rückt, wie der „Berl. L.-A." miteilen kann, der Zeitpunkt näher, zu dem das Reichsschatzamt Silberbarren ankaufen muß. Die Einziehung der Taler ist jetzt auch den Postämtern durch eine Verfügung des Reichspostamts übertragen worden. Die Post- und Telegraphenanstalten wurden angewiesen, schon von jetzt ab die in Zahlung genommenen oder gegen Reichsmünzen umgetauschten Stücke nicht wieder zu verausgaben, sondern anzusammeln und an die Reichsbank abzuführen.

— **Ueberstunden.** Der Kläger, der in einer Wurstfabrik als Geselle tätig war, verlangt für 19 Ueberstunden eine Vergütung von 9,50 Mk. Der Beklagte hat diese Entschädigung verweigert, weil im Metzgergewerbe die Bezahlung von Ueberstunden nicht stattfinde. Nach der Arbeitsordnung dauert die Arbeitszeit von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends. Das Gewerbegericht zu Frankfurt a. M. hat die Klage als begründet anerkannt. Gründe: Nach § 611 des Bürgerlichen Gesetzbuches hat der Arbeiter nur die versprochenen Dienste zu leisten, tritt aber ein Arbeiter in ein Geschäft ein, in welchem eine regelmäßige Arbeitszeit von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends festgesetzt und über Ueberstunden nichts vereinbart ist, so ist er zur Leistung von Ueberstunden nicht verpflichtet und ebenso umfaßt der vereinbarte Lohn lediglich die vereinbarte Arbeitszeit. Leistet daher der Arbeiter mehr, als er vertragsmäßig verpflichtet ist, so kann nicht angenommen werden, daß er diese Arbeit umsonst machen wollte, er kann vielmehr für die Ueberstunden Bezahlung verlangen, gerade wie es in allen andern Gewerben, bei denen eine festgeregelte Arbeitszeit besteht, der Fall ist. Wenn im übrigen Metzgergewerbe Ueberstunden nicht entschädigt werden, so handelt es sich ausnahmslos um eine völlig ungeregelte Arbeitszeit. Dies ist hier aber nicht der Fall.

— Die abnorme **naßkalte Witterung** der letzten Monate ist auch in früheren Jahren schon dagewesen; das beweisen folgende Verse, die anfangs der 60er Jahre durch die Presse gingen:

Im Januar, Februar, März, April
War's grimmig kalt, wir heizten viel;
Im wunderschönen Monat Mai
Bracht uns der Nordwind Schnee herbei;
Und Juni war es dreimal grad',
Daß man nicht fror des Abends spat;
Und Juli war ein jeder froh,
Der Schirm besaß und Paletot.
August, September, seid gescheit!
Bringt endlich uns die Sommerzeit!
Sonst schreibt man einst von diesem Jahr,
Daß 18 Monat Winter war.

Allerlei.

Ein Briefmarder, der frühere Postbote und jetzige Musiker Kuberzig, wurde von der Berliner Strafkammer zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt. Er hatte zahlreiche Briefe, in denen er Geld oder Geldeswert vermutete, unterschlagen. Schon lange verdächtig, wurde er vom Postinspektor mit einem extra für ihn zurechtgemachten Brief auf den Leim geführt. Er fiel herein und bequemte sich sofort zu einem umfassenden Geständnis.

Der neue Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen, die „Kronprinzessin Cecilie", wird

---

„Ich hielt es für besser, wenn wir uns zuerst hier sähen," sagte sie hastig, wie um damit ihre halb instinktive Furcht vor dem, was die nächste halbe Stunde bringen würde, zu betäuben. Regte sich doch in ihrem Herzen aufs neue die Furcht, daß der Mann, den sie aus seinem Kerker befreit zu haben meinte, denn doch ein Geisteskranker sein könnte, und wollte es bei dieser Vorstellung doch wie ein Grauen ihre Seele beschleichen. „Hier werden wir vor unberufenen Lauschern jedenfalls sicherer sein, als oben im Hotel oder in irgend einem anderen geschlossenen Raume."

„Gewiß — es war sehr klug gehandelt," stimmte er zu, „denn ich habe triftige Gründe für die Vermutung, daß mich Doktor Baumann verfolgen läßt. Ein kleiner, schmächtiger alter Mann, der mir schon in Vierlinden auf meinem Wege zum Bahnhof gefolgt ist, hat den nämlichen Zug bestiegen, mit dem ich gekommen bin, und ich habe ihn erst hier auf dem Hauptbahnhof aus den Augen verloren. — Doch nun, Fräulein Brüning —"

„Fräulein Brüning?" fragte sie, ihn befremdet unterbrechend. „Seit wann müssen wir so förmlich miteinander reden? — Ich denke doch, daß wir uns mit unseren Vornamen und mit Du angeredet, als wir uns zum letzten Mal gesehen."

Es war seltsam, wie die wenigen, verhältnismäßig bedeutungslosen Worte, die er zu ihr gesprochen, auf das junge Mädchen gewirkt hatten. Der Klang seiner Stimme und der Anblick seines schönen Gesichts hatten alle Zweifel, ob sie wirklich noch Liebe für ihn empfände, mit einem Schlage zum Schweigen gebracht, und ihr Herz war nie zuvor so voll zärtlicher Teilnahme für ihren armen verfolgten Verlobten gewesen als in diesem Augenblick.

Er zögerte für einen Moment, wie wenn er von einer merkwürdigen Unsicherheit beherrscht würde. Dann aber, als er ihren fragenden Blick gewahrte, sagte er:

„Vergib, wenn ich heute abend noch nicht ganz Herr meiner selbst bin. Aber ich habe dieser Unterredung mit Bangen entgegen gesehen. Es ist eine so grausame Aufgabe, von dem zu sprechen, was sich im Irrenhause — —"

„Und wer sagt auch, daß Du es tun sollst?" fiel sie ihm in die Rede. „Nicht ein Wort will ich davon hören. Unsere Gedanken haben sich wahrlich lange genug mit diesem Orte des Schreckens beschäftigt. Jetzt aber soll er für immer aus unserer Erinnerung getilgt sein."

Getrieben von dem ganz neuen Gefühl der Zärtlichkeit, das ihre Seele erfüllte, schmiegte sie sich an seine Seite und — unbekümmert darum, daß sie von hundert Augen beobachtet werden konnten — umschlang sie seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund.

„Ist Dir das Beweis genug, Liebster, daß wir im Begriff sind, ein neues, glücklicheres Leben zu beginnen — daß die Vergangenheit hinter uns liegt wie ein böser, wüster Traum und daß wir einander nun untrennbar gehören bis in den Tod?"

Wie ein heftiges Zittern war es für den Bruchteil einer Minute über die Gestalt des Mannes gegangen, und nach einem kurzen Zaudern sagte er — anfangs mit merkwürdig gepreßter, unsicherer Stimme:

„Wohl, mein Lieb — suchen wir das Vergangene zu vergessen! — Mein ganzes künftiges Leben soll nur noch Dir und Deinem Glücke gehören. Ich will Dich auf meinen Händen tragen und will all meine Kraft dafür einsetzen, daß Du mir eines Tages verzeihest."

„Was hätte ich Dir zu verzeihen, mein armer gequälter Paul! — Bist Du denn verantwortlich für das furchtbare Unglück, das so lange als ein grausames Verhängnis auf uns gelegen?"

Sie waren während ihres Gespräches langsam vor der Wartehalle auf und nieder gegangen, als sich plötzlich etwas Ueberraschendes ereignete.

Mit einer raschen Bewegung ließ Paul von Randow Herthas Hand von seinem Arm herabgleiten und sprang hinter das kleine pavillonartige Gebäude, um in der nächsten Sekunde mit einem kleinen schmächtigen alten Manne zurückzukehren, den er am Arm gefaßt hielt und in das Licht der am Ufer stehenden elektrischen Kandelaber zog.

„Das ist der Herr, der mich während des ganzen heutigen Tages der Ehre seiner Begleitung würdigte," sagte er, indem er dem Kleinen scharf ins Gesicht sah. „Wollen Sie mir nicht sagen, mein Herr, mit wem ich da das Vergnügen habe?"

Der Mann zeigte nicht den geringsten Unwillen über die wenig glimpfliche Behandlung, die ihm zuteil wurde.

„Wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, mich loszulassen, damit ich der Dame meine Karte überreichen kann", sagte er, „so werden Sie sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß ich Ihnen nicht in feindseliger Absicht gefolgt bin."

Randow tat nach seinem Wunsche. Und auf der Karte, die der Kleine jetzt mit einer artigen Verbeugung überreichte, war zu lesen:

„Wilhelm Kulicke" und darunter „von Bernardis Detektiv-Bureau".

„Dann ist es allerdings in Ordnung," erklärte Hertha lächelnd. „Und Du hast keinen Grund, diesem Herrn wegen seiner Aufmerksamkeit zu zürnen. Du wirst ja wahrscheinlich bereits gehört haben, daß ich mich der Hilfe des Herrn Bernardi bedient habe."

„Mein Chef schickte mich, um auf die Sicherheit des Herrn von Randow bedacht zu sein. Ich gelte in unserem Geschäft für den geschicktesten Mann, wenn es gilt, jemandem wie sein Schatten zu folgen. Mein Auftrag war, den Herrn nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er die Heilanstalt verlassen haben würde, und darüber zu berichten, ob ihm etwa sonst noch jemand folgen würde."

„Waren Sie schon vor einer Viertelstunde hier an dieser Stelle?" fragte Hertha.

Und Herr Wilhelm Kulicke erwiderte:

„Allerdings! — Aber ich bin inzwischen genötigt gewesen, meinen Posten zeitweilig zu verlassen. Als ich hierher kam, gewahrte ich eine junge Dame, die Ihnen, mein gnädiges Fräulein, offenbar nachgeschlichen war und deren Absichten mir etwas verdächtig vorkamen. Ich verscheuchte sie durch meine Gegenwart und verfolgte sie ein gutes Stück, bis sie sich mir im Menschengewühl zu entziehen wußte."

Herthas erste Eingebung war ein Gedanke an ihre Reisegefährtin, und schon hatte sie eine Bemerkung darüber auf der Zunge, dann aber kam ihr die Vermutung doch wieder zu haltlos und zu wenig begründet vor, als daß sie ihr hätte Ausdruck geben sollen. Darum gab sie dem Agenten keine Antwort, sondern wandte sich an Randow:

„Du weißt, Liebster, daß auf Herrn Burkhardt geschossen wurde, als wir uns in der gemieteten Villa befanden?"

„Ja, ich weiß es," stimmte er zu.

„Ich vermute, daß wir diesem Schuß die Gesellschaft des Herrn von Randow verdanken. — Bernardi vermutete nämlich, daß der Urheber des Attentates jemand gewesen sei, der Burkhardt mit Dir verwechselte, und aus diesem Grunde war er offenbar jetzt so ängstlich auf Deine persönliche Sicherheit bedacht. Das schreckliche Vorkommnis hat uns damals viel Sorge und Kopfzerbrechen gemacht, jetzt aber wirst Du es vielleicht aufklären können. Sage mir: hast Du einen Feind?"

voraussichtlich am 28. Juli seine Probefahrt von Swinemünde nach Bremerhaven machen. Seine erste Reise nach Newyork soll der Dampfer fahrplanmäßig am 6. August antreten. Mit Einstellung dieses Schiffes von etwa 20 000 Brutto R.-T. Raumgehalt wird der Norddeutsche Lloyd in der Lage sein, einen regelmäßigen wöchentlichen Schnelldampferdienst von und nach Newyork zu unterhalten. Die „Kronprinzessin Cecilie" ist ein Schwesterschiff „Kaiser Wilhelm II.", des zurzeit schnellsten deutschen transatlantischen Dampfers, und wie dieser mit allem Komfort ausgestattet. Dieser neueste Ozeanriese vermag einschließlich der Besatzung fast 2500 Menschen übers Meer zu befördern. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß die „Kronprinzessin Cecilie" lediglich aus deutschen Erzeugnissen geschaffen wurde und daß auch die künstlerische Ausgestaltung der Innenräume ausschließlich in den Händen deutscher Künstler lag. Gleichen schon die übrigen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd schwimmenden erstklassigen Hotels, so wird dies bei der „Kronprinzessin Cecilie" noch in erhöhtem Maße der Fall sein.

Das Trinkgeld amerikanischer Milliardäre. Der Elbinger Hoteldiener, der den Vorzug hatte, den vier amerikanischen Dollarfürsten, die kürzlich Cadinen und Elbing besuchten, an zwei Tagen die Stiefel zu putzen, die Kleider zu reinigen, das Gepäck zu besorgen und andere Handreichungen leisten zu dürfen, hat, wie die Elbinger Ztg. erzählt, eine kleine Ueberraschung erlebt. Fürsten geben fürstliche Trinkgelder, und Dollarfürsten, die im Gelde schwimmen, noch mehr, so hatte der Hausdiener ausgeklügelt und all sein Können und seine Aufmerksamkeit eingesetzt, um sich des fürstlichen Lohnes auch würdig zu erweisen. Als die Amerikaner am zweiten Tage nachmittags von Elbing abreisten, fuhr der Hausdiener selbstverständlich mit an den Bahnhof, löste sich eine Bahnsteigkarte, schaffte die Gepäckstücke im Schweiße seines Angesichts auf den Bahnsteig, reichte sie in den Eisenbahnzug hinein und dann empfing er als Lohn für seine Dienste — eine Mark. Das macht pro Dollarfürst 25 Pfg. Rechnet man von dem fürstlichen Lohn die Bahnsteigkarte ab, so verbleiben 22½ Pfg. pro Person. Ja, so bringt man's zu etwas und schließlich auch zum Dollarfürsten.

Erhöhung eines Fabrikschornsteins während des Betriebes. In München wird zurzeit der 50 Meter hohe Schornstein der Metzelerschen Gummifabrik während des Betriebes um 15 Meter erhöht. Man legte dem Riesen in Abständen von 6 Metern starke Eisenketten um den „Leib" und befestigte daran Leitern. Schwierig gestaltete sich nach den Münch. N. Nachr. die Konstruktion des „fliegenden" Gerüstes in schwindelnder Höhe. Der Aufbau selbst ist bereits auf 6 bis 7 Meter gediehen. Bis zur Fertigstellung des Aufzugs mußten die drei kühnen Maurer auch zur Frühstückszeit ab- und aufklettern, während jetzt die Bierflaschen usw. gleich im Materialkübel in die luftige Höhe befördert werden.

König Alfons merkwürdige Sammlung. Eine wunderliche Sammlung hütet, wie eine englische Zeitschrift berichtet, König Alfons im Schlosse zu Madrid: sie enthält alle Gegenstände, durch die das Leben des Königs in Gefahr gebracht wurde. Da befindet sich ein Messer, mit dem ein Mörder einst den König töten wollte, als der Monarch noch ein Kind war; da ist die Haut des Pferdes, das bei dem Pariser Bombenattentat getötet wurde, da sind eine Reihe Erinnerungen an das Attentat in Madrid. Auch ein Stein liegt neben diesen Gegenständen, er stammt aus San Sebastian und war einst die Schwelle der Tür eines Weinladens. Vor zwei Jahren schlenderte der König durch die enge Straße, in der sich jener Laden befindet. Der Besitzer war gerade damit beschäftigt, seinen Laden aufzuwaschen und hatte die Stühle und Tische kurzerhand auf die Straße hinausgestellt. Dort versperrten sie nun dem König die Passage. König Alfons hatte keine Lust umzukehren und er machte sich kurzentschlossen ans Werk, das Hindernis eigenhändig zu beseitigen. Dabei blieb er aber mit dem Sporn in einem Stuhl hängen, stürzte hin und fiel mit dem Kopf auf die Schwelle der Tür. Von dem Fall ward ihm zwar etwas wüst im Schädel, aber er erhob sich sofort und erstand den Stein, der sich so illoyal hart gezeigt hatte.

Eine Zeichnung von König Eduard für 1150 Mark. König Eduard hat in seinen Kinderjahren nicht nur als Zeichner Proben seines künstlerischen Sinnes abgelegt, er kann sich auch rühmen, einen Käufer gefunden zu haben, der das prinzliche Kunstwerk königlich bezahlte. Darüber ist nun freilich schon mehr als ein halbes Jahrhundert dahingegangen. Im Burlington House, so erzählt eine englische Zeitschrift, wurde eine Ausstellung veranstaltet, deren Ertrag den im Krimkrieg Verwundeten zu Gute kommen sollte. Auch die Kinder der Königin stellten da die Erzeugnisse ihrer Phantasie aus. Die Skizze des damals 13jährigen Prinzen von Wales fand einen Käufer, der 1150 Mark für das Blatt entrichtete. Aber die Prinzessin Royal, die nachmalige Kaiserin Friedrich, lief ihrem Bruder doch den Rang ab. Sie hatte eine Zeichnung „Das Schlachtfeld" geliefert, das für nicht weniger als 5250 Mk. verkauft wurde.

Psychologische Messungen vor Gericht. In amerikanischen Psychologenkreisen verfolgt man, wie aus Newyork geschrieben wird, mit lebhaftem Interesse die Tätigkeit Professor Münsterbergs von der Harvard-Universität bei dem großen Mordprozeß in Idaho. Professor Münsterberg wohnt den Verhandlungen bei, um die letzten Errungenschaften der Wissenschaft zur Messung der menschlichen Erregungszustände praktisch zu erproben. Er hofft, daß die Gerichte bald dazu übergehen werden, zur Prüfung der Glaubwürdigkeit der Zeugenaussagen experimentelle Methoden einzuführen; es handelt sich um die Anwendung äußerst sensitiver Apparate, sogenannter Nervometer, mit denen die Funktionen des menschlichen Nervensystems automatisch kontrolliert werden können.

34600 Mark für eine chinesische Vase. Aus London wird berichtet: Bei Christie entspann sich bei der jüngsten Auktion alter chinesischer Potterien ein heißer Wettkampf um eine prachtvolle alte K'ang Hsivase. Es ist ein selten schönes Stück; auf schwarzem Grund hebt sich in Grün die Musterung ab. Mit wenigen Guineen setzte das erste Gebot ein, bald aber war die Summe in die Tausend emporgeschnellt und schließlich ging die Vase für 34 600 Mark in neuen Besitz über. Zwei etwas größere alte chinesische Vasen, mit Chrisanthemum- und Höhö-Vögeln gemustert, erzielte 10 000 M.; ein Paar Ky How 8000 M., und für eine Reihe weiterer altchinesischer Porzellanstücke und Statuetten wurden ähnliche Preise gezahlt.

Ein Haus aus Glas.

Aus New York wird berichtet: Parker Woodbury, der bekannte New Yorker Finanzmann, wird in wenigen Monaten buchstäblich im „Glashaus" sitzen. Er hat soeben den Architekten Albert Swarey beauftragt, ihm die Pläne auszuarbeiten für ein Haus, das vollständig aus Glas errichtet werden soll und in Beechhurst, Long Island, erstehen wird. Die Mauern werden aus Milchglasblöcken erbaut, und auch die Innenwände werden in dem gleichen Material ausgeführt, das dazu in dünnen Platten verarbeitet wird. Auch das Dach wird aus Glasplatten bestehen. Als Färbung ist eine allgemeine matte Cremefarbe in Aussicht genommen. An der Außenseite wird ein sinnreich konstruierter Mechanismus die Möglichkeit geben, mittels matter Scheiben die Lichtzufuhr zu regulieren. Woodbury, der ein wahrer Sonnenfanatiker zu sein scheint, hat sich schon lange mit dem originellen Plan eines Glashauses beschäftigt. „Wenn Licht gesund ist, dann ist es natürlich auch heilsamer, in einem Heim zu leben, wo ich immer den Sonnenschein genießen kann, als in einem Hause, das in Wirklichkeit nur eine Höhle aus Backsteinen ist. Ich bin überzeugt, daß mein Experiment in gesundheitlicher Beziehung einen Fortschritt bedeutet."



Ein Bild aus vergangenen Tagen.

Der Petersprozeß, der so viel Interessantes über die Tätigkeit dieses Reichskommissars enthüllte, wird noch einmal eine Fortsetzung finden, da Peters, sowie der Angeklagte, Redakteur Huber, Revision eingelegt haben. Die Expedition, die Peters als Reichskommissar im Jahre 1891 nach dem Kilimandscharo unternahm, um das ganze Gebiet für Deutschland in Besitz zu nehmen, und die Grenze festzulegen, hat ihn auf die Höhe seines Ruhmes gebracht. Peters hat diese Aufgabe glänzend gelöst und somit einen ungewöhnlichen Dienst dem Vaterlande gegenüber erworben. Unser heutiges Bild veranschaulicht die Leiter der Expedition kurz vor Aufbruch derselben. Neben Dr. Peters (1) sitzt der bayerische Premierleutnant und Kunstmaler Freiherr von Pechmann. (3) Rechts neben Peters der damalige Leutnant, jetzt Major Johannes, der Führer der militärischen Schutztruppe bestand. Nr. 4 folgt der ruhmbedeckte Leutnant Bronsart von Schellendorf, der als zweiter Offizier der Schutztruppe zugeteilt war. Ferner Peters Sekretär, Jahnke, der auf dem Bilde nicht darauf ist. Das Bild stammt aus Tanga und wurde im Juli 1891 vor Aufbruch der Kilimandscharo-Expedition aufgenommen.

„Nicht daß ich wüßte.

„Es macht mich glücklich, das zu hören. — Denn es ist doch nicht anzunehmen, daß jemand Dir nach dem Leben trachten sollte, von dessen feindseliger Gesinnung Du nicht einmal eine Ahnung hast. Ich gestehe, daß mir der Gedanke, Dein Leben sei beständig von einer unbekannten Gefahr bedroht, alle Ruhe geraubt haben würde. Auch Herr Bernardi wird zufrieden sein, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß jener Schuß nur die Tat eines Unvorsichtigen oder eines Betrunkenen gewesen ist. — Aber komm, Liebster — laß uns in unser Hotel zurückkehren!"

So verließen sie den unangenehmen zugigen Ort, um Arm in Arm und in leisem zärtlichen Gespräch dem Hotel zuzuschreiten, während sich Herr Wilhelm Kulicke bescheiden einige Schritte hinter ihnen hielt.

10. Kapitel.

In einem kleinen Nebengemach der im Erdgeschoß des Hotels befindlichen Restaurationsräume ließen Hertha und Randow sich ein Abendessen servieren, und es war ihnen sicherlich nur erwünscht, daß die anderen in dem Gemache aufgestellten Tische unbesetzt blieben.

Aber sie waren noch nicht bei dem Dessert ihres Soupers angelangt, als ihnen der aufwartende Kellner eine Visitenkarte überreichte, mit dem Bemerken, der Herr werde sehr erfreut sein, wenn die Herrschaften die Liebenswürdigkeit haben würden, ihn trotz der späten Stunde noch zu empfangen.

„Es ist Bernardi," sagte Hertha, nachdem sie einen Blick auf die Karte geworfen. „Gewiß müssen wir hören, was er uns zu sagen hat. — Bitte, führen Sie den Herrn hierher!"

Gleich darauf trat der Detektive ein und nahm auf Herthas freundliche Einladung au ihrem Tische Platz.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen unser Schmerzenskind, meinen Verlobten, Herrn von Randow vorstelle," sagte sie in glücklichster Laune. „Nicht wahr, er sieht nicht aus wie ein Kranker? — Aber ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihre freundliche Fürsorge. Denn wir wissen, daß Sie einen besonderen Wächter für seine Sicherheit bestellt hatten. Herr von Randow, der übrigens einstweilen noch den angenommenen Namen Burkhardt weiter führen will, hat Ihren armen Herrn Kulicke vorhin auf eine etwas unsanfte Art gezwungen, Farbe zu bekennen."

Bernardi lächelte.

„Er hat mir's erzählt. — Ich habe ihn getroffen und ihn draußen vor dem Hotel zurückgelassen."

„Ich meine, daß es seiner Dienste nicht weiter bedarf," fuhr Hertha fort, „denn mein Verlobter hat mir versichert, daß er seines Wissens keinen Feind habe, von dem er sich einer mörderischen Absicht versehen könne."

„Das sollte mich herzlich freuen," sagte der Detektiv, „immerhin wäre es mir sehr lieb, wenn mir noch einige Fragen an Herrn von Randow gestattet wären."

„Möchten Sie ihn nicht lieber Burkhardt nennen?" unterbrach ihn Hertha. „Wir tun gut daran, so vorsichtig als möglich zu sein. Muß er sich's doch auch gefallen lassen, daß ich ihn nicht mit Paul, sondern mit Wolfgang anrede."

„Also, wenn Sie gestatten, Herr Burkhardt — sind Sie vielleicht einmal in Amerika — oder um genauer zu sein, in den Vereinigten Staaten gewesen?"

„Jawohl, einige Monate."

„Ah, das ist interessant. — Und sind Sie nicht vielleicht während dieser Zeit mit einer antikapitalistischen Gesellschaft, die in Amerika unter dem Namen „Orden der Freunde" bekannt ist, in Konflikt gekommen?"

„Nein, ich habe niemals von einer solchen Gesellschaft etwas gehört."

„Sind Sie dessen ganz gewiß? — Dann haben Sie sich vielleicht mit einem einzelnen Mitgliede dieser gefährlichen Bande verfeindet. Erinnern Sie sich nicht irgend eines Zusammenstoßes, der meine Vermutung bestätigen könnte?"

„Nein, ich halte das für ganz ausgeschlossen. — Ich war im nördlichen Kansas zum Besuch eines dort angesiedelten Freundes, und wir befanden uns fast während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes auf der Jagd. — Dabei hatten wir natürlich kaum Gelegenheit, auch nur die oberflächlichsten Bekanntschaften anzuknüpfen."

Hertha wandte sich mit einem kleinen Lächeln an den Detektiv.

„Sind Sie noch immer nicht von Ihrer Ueberzeugung abgekommen, daß der Schuß aus dem Gebüsch meinem Verlobten gegolten habe? Aber Sie müssen uns erklären, wie Sie auf diese amerikanische Gesellschaft verfallen sind?"

Paul von Randow hatte den Kopf in die Hand gestützt, wie um seine Augen vor der blendenden Helligkeit des elektrischen Lichtes zu schützen. Der Blick des Detektivs aber ruhte, während er sich anschickte, dem Wunsche Herthas zu entsprechen, unverwandt auf dem ehemaligen Patienten des Doktor Baumann.

„Sie werden sich erinnern, Fräulein Brüning," begann er, „daß ich den Revolverhelden im Garten zu Vierlinden gesehen hatte. Wir beschlossen damals, den Burschen laufen zu lassen. In Ihrem Interesse hielt ich es jedoch für geraten, wenigstens herauszubringen, mit wem wir es eigentlich zu tun hätten. Und mit Hilfe meiner Beamten wurde mir das nicht allzu schwer. Nach drei Tagen hatten wir ihn in einem Hotel Unter den Linden wiedergefunden, wo er mit einem Gefährten Wohnung genommen hatte. Die beiden waren Amerikaner; ich erfuhr, daß sie eine Woche vor dem Ereignis in der Villa angekommen waren und zwar in Gesellschaft einer Dame, die sich jedoch aus irgend welchen Gründen in einem anderen Hotel einquartierte.

Ich schrieb sofort an meinen Geschäftsteilhaber in Neuyork und erhielt von ihm umgehend die Mitteilung, daß das Kleeblatt — Leslie Boules, John Fermor und Berthe Ravenaud — von dem „Orden der Freunde" abgesandt sei zu irgend einem Geschäft in Deutschland, dessen Art er leider nicht zu ermitteln vermochte.

Es ist indessen hinlänglich bekannt, daß der „Orden der Freunde" schon verschiedene seiner Mitglieder, die sich verräterischer Handlungen gegen den Bund schuldig gemacht, hat ermorden lassen. Und ich halte es für das Wahrscheinlichste, daß die drei mit einem ähnlichen Auftrag über den Ozean gesandt worden sind."

„Aber das kann doch nichts mit uns zu schaffen haben," warf Hertha ein. „Wenn diese Leute meinem Verlobten nachstellten, müßten sie sich ja in einem entsetzlichen Irrtum befinden."

„Dann liegt in ihrem Irrtum jedenfalls merkwürdig viel Methode," sagte Bernardi mit einer seltsamen Bezüglichkeit. „Berthe Ravenaud, der offenbar die Leitung des Unternehmens anvertraut ist, siedelte später in das von Ihnen bewohnte Hotel über, Fräulein Brüning, und wohnte dort mit Ihnen auf einem Flur als Miß Berthe Roumier."

Hertha erblaßte.

„Dieses Mädchen?" rief sie aus. „Dann wissen die drei auch, daß mein Verlobter aus dem Irrenhaus entkommen ist. Denn Berthe Ravenaud oder Roumier — wie sie nun heißen mag — fuhr mit mir hierher."

(Fortsetzung folgt.)

Nur wenige Wochen

dauert der Verkauf der Läger der

M. L. Nathan'schen Konkursmasse

Limbeckerstr. 75/77, Lindenallee 93, Essen, Essen-West, Altendorferstrasse,

und anderer Waren.

Jedes aus der **Konkursmasse** stammende Stück Ware
ist neben dem seitherigen Verkaufspreis mit einem zum Teil

bis auf ein Viertel des Wertes ermässigten Konkursmassen-Verkaufspreis

versehen, der mit Farbstift auf einem zweiten Zettel vermerkt ist.

Grosse Auswahl in allen Abteilungen!

Die von der Firma Warenhaus M. L. Nathan ausgegebenen vollgeklebten

Rabatt-Karten

werden zum ganzen Werte in Zahlung genommen.

Verkaufszeit während des
Konkursmassenverkaufs
9 bis 1 Uhr und 3 bis 8 Uhr.

Warenhaus Nathan,

Essen, G. m. b. H., **Essen.**

MAGGI's Suppen- u. Speisen-**Würze**

leistet **im Sommer,** wenn die Hausfrau gern kurze Küche macht, **unschätzbare Dienst.**

Sie finden
Käufer
oder
Teilhaber

für jede Art hiesiger oder auswärtiger Geschäfte, Fabriken, Grundstücke, Güter u. Gewerbebetriebe

rasch und verschwiegen

ohne Provision, da kein Agent, durch

E. Kommen Nachf. Köln a/Rh. 110 Kreuzgasse 8, I.

Verlangen Sie kostenfreien Besuch zwecks Besichtigung und Rücksprache. Infolge der, auf meine Kosten, in 900 Zeitungen erscheinenden Inserate bin stets mit ca. 2500 kapitalkräftigen Reflektanten aus ganz Deutschland und Nachbarstaaten in Verbindung, daher meine enormen Erfolge, glänzenden und zahlreichen Anerkennungen. • • Altes Unternehmen mit eigenen Bureaux i. Dresden, Leipzig, Hannover, Köln a/Rh. und Karlsruhe (Baden).

Rosflächs

mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 76198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Herren, die Beziehungen z. Viehbesitzern haben, können f. d. Uebernahme **einer Vertretung** alter Viehversf.-Bank gute Nebeneinnahme verschaffen.

Off. unter **K. U. 21** bef. **Daube & Co.,** Köln-Rhein.

Aushebung pro 1907.

Die Aushebung der Militärpflichtigen des Kreises **Schwelm,** sowie die Superrevision der von den Truppenteilen wegen körperlicher Fehler vor beendeter Dienstzeit als untauglich entlassenen Mannschaften findet am

9., 10., 12., 13., 14. u. 15. August 1907

im Lokale der Wirtin **Wwe. August Hösterey** zu **Schwelm,** Kölnerstraße statt.

Die Militärpflichtigen des hiesigen Kreises werden aufgefordert, an dem durch den ihnen noch besonders zugehenden Vorladungsschein bestimmten Tage, **vormittags 8 Uhr** mit rein gewaschenem Körper und in nüchternem Zustande in vorgenanntem Aushebungslokale zu erscheinen.

Militärpflichtige, welche Brillen tragen, haben dieselben mitzubringen.

Die Militärpflichtigen haben ihre Losungsscheine mitzubringen und im Aushebungslokale abzugeben.

Von den Truppenteilen abgewiesene Einjährig-Freiwillige, die im hiesigen Kreise ihren Wohnsitz haben, werden hierdurch aufgefordert, ihren Berechtigungsschein bis zum **25. d. Mts.** auf dem Bureau des Königlichen Landratsamtes vorzulegen, sofern dies nicht schon früher geschehen sein sollte.

Eltern und Angehörige der reklamierten Militärpflichtigen haben mit Ausnahme der Kinder unter 14 Jahren mit zu erscheinen. In Behinderungsfällen sind Zeugnisse pp. welche das Nichterscheinen begründen, vorzulegen, da sonst ohne Weiteres die eingelegte Reklamation zurückgewiesen wird.

Schwelm, den 5. Juli 1907.

Der Königliche Landrat: Harz.

Gräfl. v. Schweinitz'sche Weingutsverwaltung

seither Gräfl. v. Baudissin'sche Verwaltung **Nierstein a. Rh.** Nr. 961.

bringt zum Versand

ihre hervorragend preiswerte Marke:

Niersteiner Domthal

Probekiste von 12 Fl. M. 15.—

frachtfrei jeder deutschen Eisenbahn-Station geg. Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. **Im Fasse von 30 Liter an bezogen p. Liter M. 1.—.** Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. Bessere Weine und Auslesen auf Verlangen. An gut empfohlene Herren sind Vertretungen zum Verkaufe unserer Weine zu vergeben.

Für Touristen bestens empfohlen:

Dr. Kneebusch'

Führer durch das Sauerland, Siegerland, Waldeck, Wuppergebiet und Ruhrtal

mit zwei Karten. Preis Mk. 2.—.

Dahlhausen, Gustav Hundt, Hattingen.

Feinwalzer, Puddler
und
Ofenarbeiter

gesucht.

Eisenwerk „Rote Erde"
Dortmund.

Ein Maurerpolier
mit einer
Kolonne Maurer und Handlanger

werden gesucht von
Bauunternehmer Dehmel,
Dahlhausen-Ruhr.
Dauernde Winterarbeit.

Wegen Erkrankung suche ich zum baldigen Eintritt ein tüchtiges

Zweitmädchen

und zu Ende August wegen Urlaub ein durchaus zuverlässiges

Kinderfräulein

oder **Wärterin** auf 3 Monate zur Aushülfe.

Frau Fritz Hoddick,
Langenberg (Rhld.).

Für unsere **Putzabteilung** suchen wir ein

Lehrmädchen.

Gebr. Kaufmann,
Hattingen.

Ein Lehrmädchen

wird für feine Konditorei nach **Düsseldorf** unter günstigen Bedingungen baldigst gesucht.

Näheres durch die Geschäftsstelle dsr Ztg.

Flechten

näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig:

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. **Zu haben in den meisten Apotheken.**

PIANOS

modernen Stils, Fisgel und Pianinos in vollkommener Ausführung, neu und gebraucht, sowie Harmoniums u. Klavierspielapparate in reicher Auswahl empfiehlt

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrikant.

Alleinvertrieb der Klavierspielapparate **Pianola** und **Aeriola.**

Barmen
Neuerweg 40
Filialen in Köln und Düssedorf.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Wer Stellung sucht verlange die „Deutsche Vakanzenpost" Eßlingen.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak I Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kos et franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden). **Fabrik. Weltruf.**

Herr **Kreisschulinspekt. Eichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Sensen,
Senfenbäume, Stahl und Holz
Senfenblätter, beste Qualität,
empfiehlt
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.

Neue Prachtkinderwagen



Puppenwagen, Reisekörbe Sportwagen. Ob Nachn. 10% Rabatt oder Theilzahlung schreib direct der Kinderwagenfabrik **Julius Tretbar, Grimma** 91D

Ein gebrauchtes
Fahnenschild
billig zu verkaufen.
Kaisers Kaffeegeschäft.

Beilage zu Nr. 29.

Godd'n Appetit.

Wol in manchem Kloster tau oller Tieb,
Dä Paters dat Beer selwst bereiten;
Do konnen dä Häven vö billig Geld
Sick ok es dä Nase begeiten.
Un wä an dä Poote as Gast do kam,
Wor ümmer ganz herzlich willkommen;
Dä mogg met herin do un prüfen dat Bräu,
Soh schließlich dä Welt ganz vöschwommen
Un harr sick mol Eener vam Weg vöirrt,
Konn ruhig do frogen un schellen;
Hä kam nimmer ungestärkt do herut,
Wuß Goddes dovan te vötellen.
Dä Buren herüm holl'n sick den Bedarf,
Et leit sick dä Droppen got schmäken,
Un kamen dann selwer no'm Kloster hen
Uem ok met dä Paters te spräken.
Mol wor wier gebraut, do gaf et Malör,
Dä Braumester foll in dä Panne;
Hä konn nich herut, denn't wor Nümmes do,
Alleen wor hä gar nich im Stanne.
Wol reip hä üm Hölpe, doch käner kam
Un dann erst noh vulle twee Stunnen,
Do hädd sä den Aermsten ganz jämmerlich
Gekockt un halw gar opgefunnen.
Dat Beer wor noch godd un wor ok gehalt,
Un wä sick en Fättken geborgen
Un harr et probeert, dä kam angerannt,
Uem 't twedde sick rasch te besorgen.
Doch all' woll'n sä noch van demselben Bräu,
Denn dat wör vorzüglich gerohen,
Doch härr'n sä ganz secker en extra Tüg
Un Fienes ok süß drin gedohen.
„Blos eenmol geng so wat", wor öhr gesagt,
„In Zukunft könn't nich mä gescheihen;
Sä könn'n doch den Buren nich taum Plaseer
Stets ümmer en Pater afbreihen."

Funde aus dem ältesten Aegypten.

Die Ausstellung der Funde, die bei den Ausgrabungen unter Leitung von Professor Flinders Petric von der britischen archäologischen Schule in Aegypten während der letzten Saison gemacht worden sind, wurde soeben in London eröffnet und zeigt eine der interessantesten Sammlungen, die seit vielen Jahren zu sehen war. Die Funde kommen in der Hauptsache von zwei Ausgrabungsstätten, die beide wichtige Resultate ergeben haben. Etwa eine englische Meile südlich von der großen Pyramide von Gizeh wurden Nachforschungen angestellt, aus denen sich ergab, daß diese Stätte als Totenstadt bis in die Zeit der ersten Dynastie hinaufreichte. Die wichtigste Entdeckung war hier ein großes Mastabagrab, das dem der Gemahlin des Menes in Nagada oder den Königsgräbern in Abydos ähnlich ist. Es war augenscheinlich ein Königsgrab, da sich ringsherum 52 kleinere Gräber von Beamten und Dienern fanden. An dieser Stätte wurden eine Reihe von interessanten Gegenständen ans Licht gebracht, die in der Ausstellung zu sehen sind. Darunter sind Alabaster- und Brecclevasen von schöner Form, Malerpaletten aus Schiefer, geschnitzte Elfenbeinarbeiten und ein prächtiger Armring aus kleinen Falken in blauglasierter Ware. Aus einem Grabe der zweiten Dynastie von demselben Ort stammen eine Anzahl Murmel, wie sie von den alten Aegyptern beim Spielen benutzt wurden. Auch verschiedene merkwürdige elfenbeinerne Zauberstäbe sind ausgestellt, die zum Schutz des Toten in das Grab gelegt wurden. Noch bemerkenswerter sind die Gegenstände, die man auf einem großen Friedhof in Riseh in Oberägypten fand. Dort lagen unter dem Sande, der von den benachbarten Hügeln herübergeweht war, eine große Zahl von flachen Gräbern, die in die Zeit zwischen der neunten und zwölften Dynastie datiert werden können. Auf den Gräbern fanden sich eine Reihe von kleinen Modellen von Häusern u. primitiven Opfertischen. Besonders die Hausmodelle sind von höchster Wichtigkeit, da man aus dieser großen Zahl von verschiedenartigen Beispielen die Entwicklung des einfachsten Privathauses in Aegypten erkennen kann. Der älteste Typus stellt lediglich eine Art Schuppen mit Rohrmatten dar, der wie ein Beduinenzelt von Stangen gestützt wird. Im Laufe der Zeit wurde ein Ausbau hinzugefügt und eine Treppe gebaut, auf der man das Dach erreichen konnte, auf dem jedenfalls die Besitzer in heißen Nächten schliefen. Später wurde der Vorraum größer, und der Schuppen entwickelte sich zur Hütte; in einigen ist auch der Vorratsraum hinzugefügt. Die besten Beispiele sind zweistöckige Häuser mit Oeffnungen unter dem Dach, die dem kühlen Nordwind Eingang gewähren sollten. In manchen Häusern sieht man auch Modelle von Hausgerät, eine Lägerstätte, eine Kopfstütze oder ein Gestell für Wasserkrüge. Auf dem Dach befindet sich ein Kornbehälter mit Abteilungen, deren jede eine Schiebetür hat. In einem anderen Raum der Ausstellung wird der vollständige Inhalt eines Grabes aus der zweiten Dynastie gezeigt, in dem die beiden Brüder Nelht Ankh und Khnumu-Nelht, die Söhne eines ägyptischen Prinzen, begraben lagen. Das Grab war ganz vollständig, und die ägyptischen Behörden haben die Ueberführung des gesamten Inhalts nach England gestattet. Der gemalte Sarg ist eine schöne Arbeit; rote und schwarze Felder sind wie auf einem Schachbrett abgeteilt und die Vorderseite ist schwarz gemalt. Das innere des Sarges ist mit einem Stoffmuster in dunkelgrün und weiß auf rotem Grunde, mit gelben Rosen in den Zwischenräumen, dekoriert. Die Inschrift bittet um Opfergaben für den Toten. Aus diesem Grabe stammen auch zwei schöne Bootmodelle, auf deren einem der Mast entfernt ist, als ob das Boot den Nil hinabtreibe, während auf dem andern die Mannschaft das Segel setzt, um den Fluß hinaufzufahren. An Deck jedes Bootes ist eine Kabine, in der der Kapitän sitzend dargestellt ist. Ferner wurden kleine hölzerne Porträtstatuen der beiden Brüder und ihrer beiden Schwestern, die Kuchenkörbe auf ihren Köpfen tragen, gefunden. Auch eine schöne Sammlung von Töpferwaren aus verschiedenen Perioden und einige prächtige Perlarbeiten sind ausgestellt. In der nächsten Saison wird die Britische Schule in Aegypten eine große, auf zwölf Jahre berechnete Arbeit unternehmen, die Erforschung der Stätte von Memphis, der Hauptstadt des Alten Reiches.

Ein neuer Apparat für Bergleute.

Ein französischer Erfinder, Dr. Tissot, tritt nun abermals mit einem Atmungsapparat in die Oeffentlichkeit, der alle bisher konstruierten übertreffen soll. Er hat vor kurzem der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Respirator vorgelegt, der von allen jenen Mängeln frei ist, die jenen Apparaten anhafteten, die bisher das Verweilen in giftiger Atmosphäre ermöglichen sollten. Die bekannten Apparate, so die von Biensberg, Dräger und Mayer, mit denen die deutschen Grubenarbeiter ausgerüstet sind, ermöglichen einem sich ruhig verhaltenden Individuum die Atmung in schädlicher Luft während einer Stunde, einem Arbeitenden für die Dauer von nur zehn bis zwanzig Minuten. Der Apparat Tissot dagegen hat einem gaserfüllten Atmosphäre marschierenden Manne die unbehinderte Atmung während eines Zeitraums von fünf Stunden ermöglicht. In dieser Zeit wurden zur Regenerierung der ausgeatmeten Luft bloß 280 Liter Sauerstoff und 1800 Gramm Potasche verbraucht. Bei diesem System bedient man sich zweier Schläuche, die sich hermetisch an die Nasenflügel anschließen, zur Atmung durch



Ein neuer Atmungsapparat für Grubenkatastrophen.

die Nase. Die einzuatmende und die ausgeatmete Luft sind von einander völlig getrennt. Letztere gelangt in den Regenerator (den Blechteil des Apparates) und sodann in einen Kautschuksack. Eine Kapsel enthält 3000 Liter Sauerstoff, wovon beim Arbeiten in der Minute zwei Liter, beim bloßen Gehen ein Liter in der Minute veratmet werden. Die sonst in Anwendung gebrachten Auspuffventile, die bei der Atmung hinderlich sind, hat Tissot vereinfacht, und auch von der Verwendung eines Helmes sah er ab, da diese niemals ganz hermetisch schließen. Die Aufsaugung der ausgeatmeten Kohlensäure bewerkstelligt er durch eine Lösung von Potasche, die sich im Regenerator befindet. Die trockene Potasche, die zu diesem Zweck bisher verwendet wurde, erfüllt ihre Aufgabe nämlich bloß anfänglich, nicht aber bei der starken Kohlensäureabgabe eines schwer arbeitenden Menschen. Zahlreiche Rettungsmannschaften haben diesen Nachteil der bisherigen Apparate schon mit dem Leben gebüßt. Der neue Respirator wiegt bloß 12½ Kilogramm und wird auf dem Rücken getragen. Die Brust bleibt frei, so daß der Träger durch nichts im Arbeiten gehindert wird. Der Erfinder hofft, daß der neue Apparat in Bälde bei Feuerwehrmannschaften, Minen- und Brunnenarbeitern und Kanalräumern allgemein in Gebrauch kommen wird.

Der verschwundene Prinz.

Die Schauspielerin Josephine West in Newyork hat den Behörden mitgeteilt, daß der Prinz Viktor von Thurn und Taxis, mit dem sie heimlich vermählt sei, plötzlich verschwunden sei. Der im 31. Lebensjahre stehende Prinz hat vor einigen Jahren die Oeffentlichkeit viel beschäftigt. Er wurde nämlich im Jahre 1902 vom Gerichtshof in Steinamanger unter Kuratel gestellt, da er einen sehr leichtsinnigen Lebenswandel führte. Er verfügte seinerzeit über ein bedeutendes Vermögen, geriet aber in Wucherhände und hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit eine kolossale Schuldenlast angehäuft. Seine Familie schlug vor, mit den Wucherern einen Ausgleich zu treffen. Diese aber wollten von einem Vergleich nichts wissen. Sein Kurator Dr. Münnich leitete dann eine Aktion zur Ordnung der Angelegenheit ein. Er erkannte sofort, daß dem Prinzen in keiner anderen Weise geholfen werden könne, als wenn die meisten Gläubiger vor Gericht gestellt werden. Gegen einen Teil der Wucherer wurde beim Budapester Gerichtshof die Strafanzeige erstattet. Der Prinz konnte aber nicht mehr rangiert werden, er geriet auch später in eine immer mehr prekäre Lage, überwarf sich mit seiner Familie und ging nach Amerika.

Ein treues Weib.

Wir saßen beim Wein, der beinahe 70jährige Alte und ich. Ich spottete über Weibertreue. „Herr, spotten Sie nicht und hören Sie meine Geschichte. Ich war 8 Jahre mit meiner Tina verlobt und konnte sie doch nicht heimführen. Da war zuerst der Militärdienst und die große Armut. Es ist etwas Entsetzliches, wenn zwei junge Menschen, die brav bleiben wollen, sich lieben und doch nicht heiraten können! Ich hielts nicht länger aus und ging nach Amerika, um hier mein Glück zu versuchen und meiner Tina endlich doch ein Nest zu bauen.

Ich hatte keine Furcht, daß Tina mich vergessen würde. zwar hatte der junge Gutsherr ein Auge auf das Mädchen geworfen, aber die Tina war brav und ihre Liebe zu mir treu wie Gold. Das wußte ich, Herr.

Ich kam glücklich über See und stand in einem fremden Land unter fremden Leuten. Es kam mir hart an die erste Zeit, aber ich hatte starke Knochen und fühlte die Kraft in mir, „etwas vor mich zu bringen!" Und ich tats, Herr, ich tats. Der lederne Geldbeutel, den ich auf der bloßen Haut an einer Schnur um den Hals trug wurde schwerer und schwerer von erspartem Gelde. Ich hatte mir das Geld am Munde abgedarbt. Ich hatte eine große Freude daran. Noch ein Jahr weiter geschafft und die Summe war zusammen, dann ließ ich meine Tina und ihre alte Mutter herüber kommen, und dann — doch das läßt sich nicht beschreiben! Das Glück, das eine solche Hoffnung giebt, muß man empfunden haben. Nun, das Jahr ging hin.

Ich arbeitete in einem großen Hotel und hatte dem Mann am „Schmelzofen" zu helfen. Ich hatte einen Brief an Tina geschrieben und ich wollte am Mittag auf die Bank gehen und die Geldanweisung lösen und beilegen. „Das Nest ist gefüttert," stand in dem Brief. „Komm!" —

Herr, was wissen wir am Morgen vom Mittag! — Nichts.

Froh trat ich in die Tür des Heizraumes. Von dem was folgt, erinnere ich mich noch eines jähen Blitzes, eines furchtbaren Knalls, gefolgt von einem markdurchbohrenden Aufschrei, und daß ich wie Spreu von einem gewaltigen Druck zurück geworfen wurde. Ich wußte, der Dampfkessel war geplatzt.

Dann war alles Nacht und Bewußtlosichkeit.

Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich Schmerzen, es war noch immer — Nacht.

Meine eigene kalte, feuchte Hand lag in einer warmen, weichen, sanft umschlossen.

Ich versuchte mich zu erheben. Es ging nicht.

„Wo bin ich?" fragte ich und war selbst erstaunt über den schwachen und heisern Klang meiner Stimme, „Wer ist hier?"

„Ich bin es — der Arzt, beruhigen Sie sich mein Freund!"

„Ist es Nacht," fragte ich.

„Es ist Nacht," war die Antwort.

„Warum zünden Sie kein Licht an?" Keine Erwiderung

„Was ist mit mir geschehen?"

„Erinnern Sie sich nicht?"

„Ich weiß nicht — ja, ein großes Getöse und —"

„Eine Explosion — Sie wurden verwundet, andere getötet."

Herr, da erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Doktor" fragt ich schaudernd, es ist Nacht?"

„Nacht, mein Freund," kam nach einem furchtbaren Zögern die Antwort. „Beruhigen Sie sich."

Da wußte ich, daß ich blind war! Ich stöhnte laut auf und schluchzte. „Nacht! Nacht! Auf ewig Nacht."

„Seien Sie stark, mein Freund! — Es ist entsetzlich — tragen Sie es wie ein Mann —"

Ich trugs — ob wie ein Mann? Was heißt das überhaupt? Wir sind alle schwach, und die am stärksten scheinen, sind mitunter die Schwächsten! Ich war blind.

Wissen Sie, was das heißt? Mit dem Lichte meiner Augen waren alle Hoffnungen ausgelöscht. Mein Geld, meine Ersparisse hatte mir, als mich das Unglück traf, ein Elender geraubt. Ich war also ein Bettler, ein blinder Bettler. Der Tod wäre mir lieber gewesen. Aber er kam nicht; ich genas und kam langsam wieder zu Kräften.

So saß ich eines Tages am Fenster des Hospitals und fühlte wie die Sonne hell hereinschien. Da faßte ich einen Entschluß. Tina, meine Braut, sollte nicht wissen wie es mit mir stand.

„Doktor," sagte ich am Abend, als er bei mir vorsprach, „ich habe eine Bitte."

„Was ist es, mein Freund?"

„Schreiben Sie einen Brief."

„An wen?"

Und dann sagte ich ihm denn alles, wie es zwischen mir und Tina stand, und daß ich nicht wollte, daß ihr ganzes Lebensglück durch mich armen Krüppel gestört werde.

„Was soll ich schreiben?" sprach er und seine Stimme klang tiefbewegt, und er faßte meine Hand.

„Schreiben Sie ihr, Doktor, das ich tot bin! — Sie wird sich grämen — ich weiß, aber, schreiben Sie ihr, daß ich mit ihrem Namen auf den Lippen gestorben

bin. Das wird Sie trösten. Sie ist noch jung — Sie findet wohl noch einen braven Mann.

„Und glauben Sie daß Tina Ihnen jetzt die Treue brechen würde, wenn Sie wüßte, wie es mit Ihnen steht?"

„Nein, Doktor, das eben ist es. Ich kenne Sie nur zu gut, sie würde sich mir opfern wollen, und dieses Opfer kann ich nicht von ihr annehmen. Nicht war, Sie schreiben den Brief, Doktor?"

„Gewiß, mein Freund," sagte er, „aber da fällt mir ein — es ist hier eine Wärterin, die Sie während einiger Tage gepflegt hat. Eine Frau hat mehr Verständnis, mehr Zahrtgefühl in solchen Sachen."

„Eine Frau, die mich gepflegt hat, warum sprach sie nicht mit mir? Ich weiß nicht, Doktor —"

„Doch, doch, sie ist schweigsamer Natur, hat Sie aber gut gepflegt und besitzt ein weiches mitfühlendes Herz!"

„Sie sei gesegnet dafür!" — Bringen Sie sie mir her, ich bitte sehr darum."

Ein Rauschen von Frauengewändern erweckte mich aus meinen schmerzlichen Betrachtungen.

„Hier ist die Wärterin, die Ihnen den Brief schreiben will," sagte der Arzt.

„Ich danke Ihnen," sagte ich. „Schreiben Sie — aber, meine Tina hat ein weiches Herz — schreiben Sie sanfte, trostvolle Worte!"

„Was soll ich schreiben?" fragte sie leise, fast flüsternd. „Schreiben Sie ihr, daß ich tot bin, daß ich sie grenzenlos geliebt bis zum letzten Atemzuge und daß es mein letzter Wunsch war, sie glücklich zu sehen."

„Und Sie glauben, daß, wenn ich dies schreibe, sie glücklich sein wird? Und Sie glauben an ihre Liebe? — Herr!"

Es lag ein Vorwurf in ihrer leisen Stimme.

„Bei uns zu Hause giebts ein Sprichwort, und das heißt: ein totes Uebel ist besser als ein lebendiges. Die Erinnerung an den toten Bernhard, der sie treu geliebt, wird weniger scharf auf ihr lasten, als das Leben mit dem blinden Bettler. Ich kann jetzt wenig tun, aber erlösen kann ich sie von dem Uebel. Schreiben Sie, ich bitte."

Ich hörte die Feder jetzt hastig über das Papier hineilen. Auf einmal stand die Wärterin auf.

„Ich habe geschrieben," sagte sie. Soll ich Ihnen vorlesen, was ich schrieb?"

„Ja, Sie erweisen mir einen Gefallen damit."

Sie begann:

„Stirb, Unglückliche! Dein Bernhard ist tot. Was soll Dir das Leben noch länger! Dein Geliebter ist tot! — Lebte er noch, of dürftest Du doch hoffen, selbst das blinden Krüppel ihn noch lieben und pflegen, sein lichtloses, armes Dasein erhellen und durchwärmen, für ihn arbeiten, für ihn sorgen und in diesem Bewußtsein Dein Glück finden zu können! Ach! Du wirst es nicht finden: Er ist dahin gegangen, wo ihn Deine Liebe nicht erreichen kann! Darum stirb, Du Unglückliche, stirb!"

Da schrie ich auf.

„Weib!" schrie ich laut, „was schreibst Du da? Und diese Stimme, woher hast Du diese Stimme?"

Da fühlte ich zwei kleine Hände, die sich um meinen Nacken legten, und eine tränennasse Wange drückte sich fest an die meinige, und es flüsterte:

„Ich bins — Tina, Deine Tina, die gekommen ist, um mit Dir zu Leben! Der Doktor fand Deinen Brief, schloß ein paar Zeilen an mich bei und beförderte ihn durch die Post. Ich hatte soeben meine Mutter begraben, verkaufte das Hüttchen und reiste sofort ab. Der Arzt verbot mir, Dir mich früher zu erkennen zu geben — Du warst ja so schwach, und er fürchtete, die ungewöhnliche Aufregung würde Dich töten oder wenigstens Dir das Augenlicht auf immer rauben! — — Nein, Bernhard, Du bist kein blinder Krüppel — wenn es der Arzt auch anfänglich glaubte und demgemäß an mich schrieb. Du trägst die Binde nur noch kurze Zeit um die Augen und dann — dann wirst Du sehen! Aber wenn Du auch blind wärst, Bernhard, ich ließe Dich nicht! Lieber blind als tot!"

Was da in mir vorging, kann ich nicht beschreiben. Aber, wie Sie mich alten Kerl da heute vor sich sehen, ich habe das Weib hochgehalten wie keine sonst auf Erden. Ja, es ist wahr, der alte Spruch: „Ein treues Weib im Unglück ist ein köstlich Gut!"

„Sie sollen leben!" sagte ich, und eine Träne fiel mir in den Wein.

Und so stießen wir an wir beide, mein guter Alter und ich — auf das Wohl der treuen Weiber!

Allerlei.

Deutsche Bezeichnungen für Auto und Chauffeur schlägt Edward Lohmeyer in der „Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins" vor:

Jetzt weicht! jetzt flieht! im Sturm herzieht,
Was schon von fern die Nase sieht.
Flieht zum Zenit, euch warnt mein Lied,
Es naht das Teufelsrequisit, 7
Naht, wie ein Engel naht der Rache,
Der Hachepachemachedrache:
's Automobil, der Ueberwagen
(Man kann auch Flutschekutsche sagen); . . .
Der Kraftner, Lenker, Fahrer, Führer,
Der Fahrwart, Blitzfritz, Staubaufrührer,
Der Stänkerlenker, der Mordsportdenker,
Der Hasenhenker, der Nasenkränker,
Der Höllenkutscher, der Tuthornlutscher,
Der Schunkelunkel, der Grabenrutscher,
Der Dünstlerkünstler, der Brodemspucker,
Der Meilenschlucker, der Wegstaubschnucker,
Der Riechwart, Duftschuft, Springinsfeld,
Der Stinkfink, Fauchgauch, Ruckindiewelt.
Der Obertober, der Schmettervetter,
Der Plotzprotz — halt, zum Donnerwetter!

Warnung vor französischen Weißweinen. Der Weinhändler-Verein der Mosel in Traben-Trarbach versendet an seine Mitglieder folgendes Rundschreiben: Vor dem Ankauf und der Verwendung billiger französischer Weißweine wird gewarnt. Es wird jedem, der solche Weine zum Verschnitt mit Moselwein verwendet, zur Pflicht gemacht, beim Angebot und in der Rechnung solcher Verschnittweine ausdrücklich als Verschnitt mit südfranzösischem Wein zu bezeichnen.

Das Kirchhofsgespenst. In Wasungen in Meiningen beobachtete der Turmwächter mehrere Jahre hindurch, daß sich in der Silvesternacht eine gespenstische Gestalt mit einem Licht über den Friedhof bewegte. Als das Jahr 1907 anbrach, schloß er mit einem Karusselgehilfen namens Bach eine Wette ab, ihm ein Kirchhofsgespenst zu zeigen. B. bewaffnete sich mit Revolver und Säbel und als das „Gespenst" tatsächlich erschien, stürzte er mit den Worten: „Alle guten Geister loben den Herrn!" darauf zu und versetzte ihm mehrere Säbelhiebe. Das „Gespenst" war ein Mann, den der Aberglaube getrieben hatte, sich einen Kreuzdornzweig als Schutzmittel vor Krankheiten zu holen. Bach wurde wegen Körperverletzung zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Die Meininger Strafkammer hat das Urteil soeben bestätigt.

Eine neue Flucht über die Dächer a la Hennig hat es in Berlin gegeben. In einem Gasthof im Zentrum wurde ein Dieb verhaftet. Ruhig begleitete er den Schutzmann bis zur Wache. Vor dem Wachlokal aber versetzte er, ganz wie der berüchtigte Raubmörder, dem Polizisten einen heftigen Stoß, dann eilte er auf den Boden, der offen war, und nahm seinen Weg durch eine Luke über die angrenzenden Dächer. Schutzleute folgten ihm, doch konnte der Flüchtling trotz eifrigen Suchens seiner Verfolger bisher nicht gefunden werden.

Auf dem Festungsberge bei Graudenz wurde ein Denkmal für die Verteidiger der Festung 1807 enthüllt.

Praktische Probe. Die Familie der Fürsten und Grafen Stolberg besitzt bekanntlich bedeutende Bergwerke im Harz. Gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts stattete der Bergwerksdirektor dem regierenden Grafen einen Besuch ab und erklärte demselben, daß der Ertrag der Minen bedeutend erhöht werden könnte, wenn die Löhne der Bergleute herabgesetzt würden. Der Graf fragte darauf den Direktor, ob er selbst schon einmal die Arbeit der Bergleute verrichtet hätte und fügte, als der Direktor verneinend antwortete, hinzu: „Ich auch nicht, darum wollen wir es auch einmal versuchen." Der Graf nahm einen Spaten, der Direktor folgte seinem Beispiele. Beide machten sich an die Arbeit und gruben etwa eine Stunde lang, wobei ihnen der Schweiß tropfenweise von den Gesichtern rann. Nach Verlauf einer Stunde legte Graf Stolberg seinen Spaten nieder und fragte den Direktor, wie ihm denn die Arbeit gefiele. „Nun, leicht ist es gerade nicht," versetzte der Direktor. — „Nun, dann wollen wir es nur beim Alten lassen," versetzte der Graf, „denn ich glaube, Sie würden nicht einmal die Arbeit für den bisherigen Preis verrichten wollen."

Der neueste Expreßzug zwischen Berlin und Kopenhagen wurde zum ersten Male mit 5 (!) Fahrgästen gefahren. Die Wagen sind derart eingerichtet, daß sie eine Sehenswürdigkeit bilden sollen. In Berlin werden die Reisenden, die von Kopenhagen mit diesem Zuge kommen und nach Karlsbad und Madienbad wollen, in Automobilen vom Stettiner nach dem Anhalter Bahnhof gebracht.

Ein neuer israelitischer Lord. König Eduard VII. von England hat soeben eine große Anzahl von Auszeichnungen, einen wahren Strom königlicher Gnadenbeweise, der Oeffentlichkeit bekannt geben lassen. Vier bisherige Baronets sind zu Lords erhöht worden und werden als Peers im Oberhause Platz nehmen, sowie sie ihren neuen Namen gewählt haben. Alle vier sind Großindustrielle und es ist interessant, daß sich unter ihnen ein Israelit befindet, Sir Samuel Montagu, Baronet, der Chef des Bankhauses „Samuel Montagu u. Co." Sir Samuel erhielt die Würde eines Baronets 1894. Er ist der Sohn eines israelitischen Uhrmachers, der Louis Samuel hieß, und erlangte erst mit der Würde des Baronets auch die Erlaubnis, den Namen „Samuel" als Vornamen zu führen und den ritterlichen Namen „Montagu" anzunehmen. Der neue Lord hat sich durch großartige Stiftungen zugunsten seiner Glaubensgenossen, Gründung von Synagogen usw. bekannt gemacht und früher auch dem Parlamente im Unterhause angehört.

Japanischer und deutscher Gruß. Man schreibt der Köln. Ztg.: Ich besuchte jüngst in geschäftlicher Angelegenheit den Leiter eines in Berlin für eine japanische Firma errichteten Einkaufshauses. Dabei wurde mir ein junger, der Firma nahestehender Japaner vorgestellt. Er sprach nur wenig Englisch und angeblich kein Deutsch. Was seine Grußformen anlangte, so murmelte er einige englische Worte. Als er nach längerer Zeit einen Ausgang antrat, hatte er sich offenbar über mich unterrichtet und glaubte wohl, der deutschen Sprache und deren Grußformen eine Huldigung schuldig zu esin. Er verbeugte sich gewandt und höflich und schmetterte in den Saal hinein: „Mahlzeit!"

Ein weiser, ein gerechter Richter hat dieser Tage in Newyork einen Urteilsspruch gefällt, der anfangs Befremden hervorrief, dann aber den vollen Beifall der Bevölkerung fand. Bei der letzten Hitzeperiode in Newyork wurde es einem besonders Heißblütigen besonders heiß. Er legte deshalb seine bei der Männerwelt sonst übliche Kleidung ab, schlüpfte in seinen leinenen Badeanzug und wanderte, da ihm der Kondukteur des Straßenbahnwagens entrüstet den Aufstieg wehrte, fröhlich fürbaß, seinem Geschäfte zu. Die heilige Hermandad, die in Amerika in mancher Beziehung so ungeheuer komisch ist, verstand in diesem Falle keinen Spaß und verhaftete den Luftikus, der nach Stellung von Bürgschaft und nachdem er in seinen schleunigst herbeigeholten profanen Alltagsanzug geschlüpft war, vorläufig entlassen wurde. Als der Aufsehen erregende Fall verhandelt wurde und der Angeklagte unter homerischem Gelächter aller Anwesenden in dem Aergernis erregt haben sollenden Badeanzug erschien und mit Geschick und vielem Humor seine eigene Sache führte, erkannte der Richter ohne Zögern auf Freisprechung. Denn, so führte er aus: Solange der Badeanzug anständig ist und das Schamgefühl nicht verletzt; solange er nicht als Verkleidung benutzt wird, um Betrügereien zu verüben; solange es nicht strafbar ist, daß in den Badeorten Männlein, Weiblein und Kinder einträchtig nebeneinander stundenlang in den gewagtesten Badetoiletten am Strande auf und ab spazieren, sich im Sande ausstrecken, spielen, flirten usw., so lange ist es einem freien Bürger der Vereinigten Staaten unverboten, in gleichem Anzuge in Newyork so ausgedehnte Spaziergänge zu unternehmen, wie ihm beliebt.

Ein Funken und seine Folgen. Auf dem amerikanischen Schlachtschiff „Georgia" verunglückten 17 Offiziere und Mann, 5 davon tödlich. Das Unglück ist einer Explosion zuzuschreiben, die in einem Pulverbehälter erfolgte, als dieser von einem aus der Munitionskammer führenden Aufzug genommen wurde. Das Schiff wurde nicht weiter beschädigt, nur haben durch die Erschütterung und das Feuer die Panzertürme gelitten. Vermutlich hat ein Funken aus dem Schornstein die Explosion verursacht.

Die wahre Kunst. Amerikanische Zeitungen melden mit einer gewissen Begeisterung, daß ein junger — „Künstler", Guy Wecler aus Louisville, unlängst eine Wette abgeschlossen habe, daß er ununterbrochen 30 Stunden hintereinander singen werde. Vor einer zahlreichen Zuschauer- und Zuhörermenge ging die Prozedur von statten. Wecler wurde in einen Glaskasten gesetzt und sang tatsächlich 30 Stunden Lieder, Arien und Gassenhauer. Als die Zeit vorüber war, zeigte er keinerlei Ermüdung. In welchem Zustande sich aber das Publikum befand, wird leider nicht erwähnt.

Die drei Frauen eines Musikers, eines Arztes. und eines Geschäftsreisenden unterhalten sich über die Zerstreutheit und Vergeßlichkeit ihrer Ehemänner. „Ich bin fest überzeugt, daß mein Gatte der vergeßlichste aller lebenden Männer ist; er reist zu einem Konzerte und läßt die Noten zu Hause!" — „Das ist gar nichts im Vergleich zu meinem Mann," entgegnete die Doktorsfrau; „der fährt meilenweit über Land, um Patienten zu besuchen, und vergißt seinen Arzneikasten!" — „Keiner von Euren Männern kommt dem meinigen an Zerstreutheit gleich," erklärte darauf die dritte. „Wie der letzthin von einer Reise zurückkehrt, streichelt er meine Backen und meint: „Ich muß sie doch schon einmal gesehen haben! Wie ist doch gleich Ihr Name?"

Abschreckung. Bureauchef (zum Kanzlisten), „. . .Was — heiraten wollen Sie . . . Ja, Mensch haben Sie denn nicht genug an einem Vorgesetzten!?"

Lücke. „Ist der neue Hofstaat des jungen Fürsten nunmehr perfekt?"

„Nein, es fehlt noch die Kamarilla."

Ueber den früheren kaiserlich chinesischen Gesandten in Berlin Exz. Yiutschang

sei folgende Anekdote mitgeteilt! Exzellenz war bereits früher einige Jahre in Berlin und Wien tätig und hatte damals schon die deutsche Sprache nicht nur gründlich kennen gelernt, sondern auch eifrig den Dialekt dieser beiden Städte studiert. Einst erfuhr ich in Peking bei Tisch, wie er sich in seiner Jugend das Berlinerische aneignete: „Wissen Sie," sagte er, „wenn ick mal so 'ne Nacht um die Ohren schlug und mich morgens um fünfe zur Heimkehr entschloß, dann nahm ick mir 'ne Droschke zweiter Güte. Ick setzte mir dann nich rin, sondern ruff zum Kutscher, und von dem hab' ick's gelernt." Einst versetzte er einen deutschen Krieger in nicht geringes Erstaunen. Exzellenz war wärend der Chinawirren erster Dolmetscher zwischen Graf Waldersee und der stellvertretenden chinesischen Regierung. In dieser Eigenschaft wurde er eines Tages im Winterpalast von einem deutschen Soldaten angehalten. Dieser fuhr dem Pferde des ihm unbekannten Chinesen in die Zügel und meinte: „He, Kuli, komm 'runter und putze mir meine Stiefel." Lächelnd erwiederte Yiutschang: „Ne, Männecken, det is nich, zu mir kannst De ruhig Exzellenz sagen." Ungehindert ritt er dann an dem vor Staunen strammstehenden Soldaten vorbei.

Briefkasten.

Nach Bommern. Der Umfang der vom Vater zu gewährenden Aussteuer läßt sich ohne Kenntnis der gesamten Verhältnisse nicht beurteilen. Die Frage, ob die Tochter nur Gewährung der Aussteuer in natura verlangen kann, oder ob sie nach ihrer Wahl nur einen Anspruch auf Gewährung einer entsprechenden Geldsumme behufs Beschaffung der Aussteuer oder behufs Bezahlung der von ihr angeschafften Aussteuer hat, ist bestritten.

X. Y. in Haßlinghausen. Die eingehenden und ausgehenden Briefe der Strafgefangenen werden dem Gefängnisvorsteher vorgelegt und nur dann, wenn ihr Inhalt keinem Bedenken unterliegt, an die Adresse befördert. Eingehende Briefe werden dem Strafgefangenen nur mit Genehmigung des Vorstehers belassen, wird diese nicht erteilt, so werden dem Gefangenen die Briefe wieder abgenommen und für ihn bis zu seiner Entlassung aufbewahrt. Jeder Strafgefangene darf in der Regel nur alle vier Wochen einen Brief absenden und einen Brief empfangen. Wird ein Brief nicht übergeben, so hat der Absender Anspruch auf Herausgabe des Briefes. Wenden Sie sich dieserhalb an den Gefängnisvorsteher.

Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt über „Makrobiotik" bei; der verehrte Leser wird freundlichst gebeten, dieses für vorkommende Fälle aufzubewahren und bei Bestellung sich auf unser Blatt zu berufen.

Fehler haben, nur um sie ihm verzeihen zu können in ihrer großen, großen Liebe.

Heute abend nun, jetzt, in der Einsamkeit ihres Zimmers, als sie alles überdenkt, kommen ihr zum ersten Mal Zweifel an ihm, an seiner Vollkommenheit. Die alte Frau — sicher — es hat eine besondere Bewandtnis mit ihr. Sie gehört ihm näher an. Eine Mutter hat er nicht mehr, könnte es nicht sein Großmutter — —? Gewiß, so muß es sein. Er hat einmal im Gespräch seine Großmutter, die ihn erzogen, erwähnt und dann rasch abgebrochen. Sie hatte angenommen, auch die sei lange tot; ausgesprochen hat er's niemals. Sie ist auch nicht tot. Susanna scheint es, als sei sie plötzlich hellsehend geworden. Die alte Frau von heute abend ist seine Großmutter, und er — alles Blut tritt ihr zum Herzen — er hat sich — ja sicher, er hat sich der alten Bauernfrau geschämt und sie verleugnet, vor ihr, vor seiner Braut! Ein unsägliches Empfinden erfaßt das Mädchen, als sie in ihren Gedanken so weit gekommen. Erst Scham — Scham für den Geliebten, und dann jauchzende Freude darüber, daß er nicht frei ist von menschlicher Schwäche, menschlicher Torheit, daß sie ihm etwas zu verzeihen haben wird. Er hat nicht gelogen, aber er hat ihr die Wahrheit verhehlt. Es ist richtig, die alte Frau ist aus seinem Dorf und will Verwandte hier besuchen, aber daß er dieser Verwandte, daß sie seine Großmutter, das hat er verschwiegen. Er hat ein Unrecht begangen, wenn auch vielleicht in Rücksicht auf sie, auf seine Braut, die er wohl nicht für großdenkend genug hält, um über seine geringe Herkunft sich hinwegzusetzen, auch wenn lebende Zeugen davon ihr nahetreten werden. Wie wenig er sie doch noch kennt! Ein ungeheures Mitleid mit dem Mann, den sie liebt, aber auch ebenso mit der alten Frau kommt über Susanna. Sie wägt und überlegt, was ihr zu tun bleibt, und zuletzt findet sie es.

* * *

„Du willst so früh schon ausgehen, Suschen?" So fragt am andern Morgen das Tantchen, und freundlich erwidert das schöne Mädchen, welches etwas blaß und müde aussieht, und doch seltsam erregt zugleich: „Ja, Tantchen, ein notwendiger Gang, ich bin bald zurück, und dann sage ich dir, wo ich gewesen bin." Das Tantchen fragt nicht weiter; sie weiß, daß Susanna triftige Gründe hat, wenn sie schweigt. Sie vertraut der Nichte völlig und versucht nie, sie zu beeinflussen, sie von irgend etwas abzuhalten. Susanna ist sehr selbständig; kein Wunder, da sie als Waise es hat lernen müssen, ihre Angelegenheiten nach eignem Ermessen zu ordnen. Aber Tantchen weiß, daß Susanna nie etwas tut, was sie nicht verantworten kann, deshalb sieht sie auch ruhig diesem ungewöhnlich frühen Ausgang zu.

Susanna verläßt das Haus und durchwandert ein paar Straßen, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Sie schellt an einer Haustür, und als diese sich öffnet, tritt sie ein, atmet tief auf, wie um sich Mut zu machen, und dann ersteigt sie eine Treppe und schellt an der Flurtür. Eine ältere, freundliche Frau läßt sie ein.

„Herr Doktor Rest zu sprechen?"

Sie weiß ganz genau, daß er um diese Stunde kolleg hält, aber sie muß doch einen Vorwand haben.

„Das tut mir leid, Herr Doktor sind im Kolleg," erwidert die Frau.

„So, so! Und sein Besuch, die alte Frau — logiert sie bei ihm, oder —"

„Gewiß, zu dienen, sie logiert hier — ich hab' gestern abend schnell ein Bett gerichtet — sie ist auch schon lange auf, und wenn das gnädige Fräulein sie vielleicht sprechen wollen, so will ich sofort —"

„Freilich, gewiß will ich sie sprechen, deshalb komme ich ja; aber bitte, melden Sie mich nicht an, ich möchte — es handelt sich um eine Ueberraschung — sagen Sie mir nur, welche Tür. — Hier, so, ich danke Ihnen." Susanna klopft an die bezeichnete Tür; ein leises „Herein" wird hörbar, und im nächsten Augenblick steht das junge Mädchen im Zimmer. Mitten in demselben, auf einem Stuhl, sitzt die Alte, ihre Hände hat sie ineinander gefaltet, und ihre Augen sehen aus, als hätten sie viel geweint. Sie erhebt sich und blickt Susanna fragend an. Die wird sehr rot und beginnt etwas unsicher — es ist ja auch eine zu eigentümliche Situation — zu sprechen: „Ich muß, ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich vermute, Sie sind — nicht wahr, Sie sind seine Großmutter?" Dabei tritt sie der alten Frau einen Schritt näher, ihr bittend ins Antlitz sehend.

Ganz erschrockene Augen macht die Alte, und ihre Hände strecken sich unwillkürlich abwehrend vorwärts: „Woher wissen Sie — ach nein, ich darf's ja nicht sagen, daß ich seine Großmutter bin, er schämt sich ja!" Sie sinkt auf den Stuhl nieder, und da kniet auch Susanna schon neben ihr und streichelt die welken Hände und küßt sie, und da faßt die Alte endlich Mut, die junge feine Dame recht anzusehen. „Ach, Sie sind's, das schöne Fräulein, das gestern mit ihm gegangen ist, an mir vorbei, und ich hab' ihn gleich erkannt, aber ich konnt' erst nicht rufen, es kam so plötzlich, daß er da auf einmal war, aber ich konnt's doch nicht ertragen, daß er so nahe bei mir war, und er sollt's gar nicht wissen. Und da hab' ich ihn gerufen. Ach, und da sagt' er mir in aller Eil', ich sollt' mich nur durchfragen nach seiner Wohnung, die sei leicht zu finden, er könne nicht bei mir bleiben jetzt, denn er sei in vornehmer Gesellschaft — und ich sollt' keinem Menschen sagen, daß ich seine Großmutter bin. Ach, und dann, als ich bei ihm ankam, da macht' er mir Vorwürfe — wie ich nur drauf käm', ihn hier aufzusuchen. Ja, wenn ich das nur selber wüßt'! Ach lieber Gott, ich hab's gut gemeint, gewiß, und hab' nicht daran gedacht, daß es eine solche Schand' ist, eine alte Bauernfrau zur Großmutter zu haben. Das hat er ja grad' nicht gesagt, aber ich hab's doch gemerkt, daß es so ist, und daß es ihn sein ganzes Glück kosten kann. Ich hab' ihm versprochen, heut' in aller Stille wieder fortzureisen — ich bin eine dumme alte Frau, daß es mir so schwer wird. Ich sollt' ja zufrieden sein, daß ich ihn gesehen hab', daß er gesund ist, und daß ich weiß, wo er wohnt, und daß er eine liebe, feine Braut hat, die beileibe nichts von der Großmutter wissen darf. Aber herrjeh — wie ist mir denn" — sie greift sich an die Stirn — „die Braut, das sind Sie ja wohl gar selbst, und ich — ich — hab's nun doch verschwätzt, daß ich seine Großmutter bin. Aber nicht wahr, Fräulein, Sie werden mich nicht verraten, und Sie werden's ihm nicht entgelten lassen, er kann ja nichts dazu, daß er keine vornehme Freundschaft (Verwandtschaft) hat. Ich fahr' ja nachher wieder weg, und weiß kein Mensch, was er für „Zuspruch" (Besuch) gehabt hat."

(Schluß folgt.)

Humor.

Ein fehlender Artikel. „Nun, gnädige Frau," sagte der ungeduldige Verkäufer spöttisch, nachdem er einer Dame einige Stoffe gezeigt, ohne daß sie sich zum Kauf entschließen konnte, „vielleicht fällt Ihnen noch etwas ein, das Sie gern sehen möchten."

„Ich wüßte schon etwas," entgegnete die Dame, „aber ich fürchte, Sie haben es nicht."

„Und das wäre?"

„Höflichkeit," war die rasche Antwort.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Verdacht ist der Freundschaft Gift.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 29

Das Bild der Veronika Beroldingen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Verwirrt wandte sie der Fragenden ihr Antlitz zu. Auf den ersten Blick erkannte sie, daß sie nicht dem Original des Porträts gegenüberstand; denn bis auf eine gewisse oberflächliche Familienähnlichkeit glich das ältliche und wenig hübsche Mädchen, dessen hochmütig kalte Züge sogar recht unsympathisch waren, der auf dem Bilde Dargestellten durchaus nicht. In ihrer Befangenheit aber wußte sie nun noch weniger als zuvor, wie sie ihr Anliegen in Worte kleiden sollte, und es klang deshalb unsicher und verlegen, als sie sagte:

„Ich habe zunächst wegen der Belästigung um Entschuldigung zu bitten. Aber ich wüßte mir keinen anderen Weg. Es ist für mich von höchster Wichtigkeit, die derzeitige Adresse des Malers Walter Harling in Erfahrung zu bringen; und man sagte mir, daß Sie mir vielleicht eine Auskunft darüber geben könnten."

Verständnislos und befremdet schüttelte das Mädchen den Kopf, und ihre Haltung wurde womöglich noch zurückhaltender.

„Den Namen habe ich nie gehört," sagte sie kühl. „Harling soll der Herr heißen? — Und woher soll gerade ich etwas von seinem Aufenthalt wissen?"

„Herr Harling kopierte das Schellersche Bild der Veronika von Beroldingen in der hiesigen Gemäldegalerie. Und man glaubte, daß Sie ihn vielleicht bei dieser Gelegenheit — —"

„Ah so! — Nein, wir haben den Herrn nicht kennen gelernt. Das Bild ist meines Wissens schon sehr oft kopiert worden; wir selbst besitzen bereits eine Nachbildung davon, und wir haben deshalb kein Interesse daran, die Bekanntschaft der Herren Künstler zu suchen, die es malen. Dieser Herr Harling ist niemals bei uns gewesen — und ich sagte Ihnen bereits, daß ich nicht einmal seinen Namen kannte."

Sie hielt damit ohne Zweifel den Zweck des Besuches für erschöpft und schien zu erwarten, daß Herta sich nunmehr entfernen würde. Aber das junge Mädchen zögerte noch immer. Wie von einer magnetischen Gewalt angezogen, war ihr Blick wieder zu dem Porträt an der Wand des Zimmers zurückgekehrt, und nach einem kurzen inneren Kampfe sagte sie:

„Verzeihen Sie eine Frage, die Ihnen vielleicht zudringlich und unbescheiden erscheint — — aber dürfte ich vielleicht wissen, wen das Bild dort darstellt?"

Der Ausdruck in dem Gesicht der anderen zeigte ganz offenkundig, daß sie in der Tat anfing, die Besucherin für etwas zudringlich zu halten. Aber sie erwiderte doch durchaus höflich:

„Gewiß! — Es ist ein Porträt meiner Schwester."

Herta hatte ja etwas derartiges vermutet. Aber es durchschauerte sie doch ganz seltsam.

„Und wäre es mir vielleicht gestattet, auch an Ihr Fräulein Schwester eine Frage zu richten?"

„Ich bedaure lebhaft — aber das ist zurzeit unmöglich. Meine Schwester ist gestern mit meinem Vater nach Wiesbaden abgereist. Aber wenn es sich etwa um die gleiche Frage handeln sollte, die Sie mir gestellt haben, so kann ich Ihnen im Namen meiner Schwester mit aller Bestimmtheit erklären, daß auch sie den Herrn nicht kennt. Meine Schwester ist noch niemals aus Ravensberg herausgekommen, und wenn sie den Herrn etwa außerhalb unseres Hauses hier in der Stadt kennen gelernt hätte, würde ich darum wissen. Wir haben nur einen so kleinen Verkehr und gehen so wenig aus, daß es für meine Schwester kaum eine Möglichkeit gegeben hätte, die Bekanntschaft des Herrn zu machen. Wäre es aber geschehen, so würde ich — das betone ich nochmals — darum wissen."

Nun gab es für Herta in der Tat keinen Grund mehr, noch länger zu verweilen. Und sie beeilte sich, der Gesellschaft des hochgeborenen Fräulein von Beroldingen zu entrinnen.

7.

Es geschah nicht infolge eines gefälligen Ungefährs, daß Herbert Wyckhoff am Morgen nach seiner letzten Unterredung mit Herta im Ausstellungssaal des Kunsthändlers Reimann vor einem mit dem Namen Walter Harlings gezeichneten Gemälde stand. Er hatte noch am verflossenen Abend einen ihm befreundeten Maler aufgesucht, in der Hoffnung, durch vorsichtige Fragen von ihm vielleicht etwas Näheres über den auf so rätselhafte Weise verschwundenen Verlobten seiner jungen Verwandten zu erfahren. Und wenn es auch nicht viel gewesen war, was ihm jener mitteilen konnte, so war seine Hoffnung doch nicht ganz getäuscht worden. Mit einer unter Künstlern sonst nicht allzuhäufigen Wärme der Anerkennung hatte der Maler von dem großen, vielverheißenden Talent Walter Harlings gesprochen, und wenn er auch hinzugefügt hatte, daß er über die privaten Verhältnisse seines Kunstgenossen wenig unterrichtet sei, so war doch nach seiner Versicherung der Eindruck, den er vor etlichen Monaten bei einer zufälligen Begegnung von der sympathischen und liebenswürdigen Persönlichkeit Harlings empfangen, der denkbar günstigste gewesen.

In diesem letzteren Punkte war Herbert Wyckhoff allerdings wesentlich anderer Meinung; aber er hatte seine

abweichende Ansicht für sich behalten und hatte selbstverständlich auch weder der Verlobung Harlings noch seines rätselhaften Verschwindens mit einer Silbe Erwähnung getan. Die einzige wirkliche Ausbeute, die ihm jene Unterredung gewährt hatte, war die Mitteilung gewesen, daß bei dem Kunsthändler Reimann, der alle Bilder Harlings in den Handel zu bringen pflege, eben jetzt ein sehr interessantes Werk von seiner Hand ausgestellt sei, dessen Besichtigung der so merkwürdig neidlose Maler dem jungen Gutsbesitzer auf das Wärmste empfohlen hatte.

Und interessant war dieses Bild, in dessen Betrachtung er sich jetzt vertiefte, für Herbert Wyckhoff in der Tat. Auch ohne ein Kunstkenner im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, besaß er doch ein hinlänglich entwickeltes Schönheitsgefühl, um von den großen malerischen Vorzügen des Werkes, eines in Lebensgröße ausgeführten Studienkopfes, frappiert zu werden. Aber er war nicht in der Stimmung, ästhetische Betrachtungen anzustellen, und vielleicht auch waren seine persönlichen Empfindungen für diesen Maler nicht von der Art, um ihn zu einem ganz unbefangenen Beurteiler zu machen. Was ihn an diesem Bilde so unwiderstehlich fesselte, daß er seinen Blick nur schwer davon abzuwenden vermochte, war vor allem die Dargestellte selbst, die wunderbare, sanfte Schönheit ihrer Gesichtszüge und — mehr noch als diese — der seltsame, halbverschleierte Blick der herrlich geformten Augen, der den Beschauer immer tiefer ergriff, je länger er ihn auf sich wirken ließ.

Niemals glaubte Herbert bei einem lebenden Wesen solche Augen gesehen zu haben. Und doch waren sie ihm nicht fremd. Je aufmerksamer er sie betrachtete, desto mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß dies der nämliche Blick war, der ihm das Bildnis Hertas so fremd und unähnlich hatte erscheinen lassen. Damals hatte er nicht begriffen, wie es geschehen konnte, daß ein Künstler sich in der Wiedergabe seines Modells solche durch nichts begründete Willkür gestattete; nun aber, beim Anschauen dieses ersichtlich mit rückhaltloser Hingabe gemalten Bildes, glaubte er es zu verstehen. Die Phantasie des Malers mußte eben noch ganz erfüllt gewesen sein von der Vorstellung seines älteren Werkes oder von der Erinnerung an das lebendige Modell, das ihn zu dieser Schöpfung begeistert. Und die Hand, die den Pinsel geführt, hatte sich, dem Schaffenden vielleicht unbewußt, mehr von dem innerlich Erschauten leiten lassen als von dem, was er leibhaftig und körperlich vor sich sah.

Der Klang einer etwas fettigen Stimme rief den jungen Mann aus seiner Versunkenheit in die Wirklichkeit zurück.

„Ein ausgezeichnetes Bild — nicht wahr? — In fünfzehn oder zwanzig Jahren wird es das Zehnfache wert sein von dem, was der Maler heute dafür verlangt.“

Der kleine, dicke, lächelnde Herr, den Herbert da mit einem Male neben sich sah, war ohne Zweifel der Kunsthändler Reimann in eigener Person. Das unverkennbare Interesse, das der Besucher dem Harlingschen Gemälde zuwandte, ließ den klugen Geschäftsmann wohl einen Kauflustigen in ihm vermuten, dessen Unentschlossenheit man ein wenig zu Hilfe kommen müsse. Als Herbert eine höflich zustimmende Antwort gab, wurde der kleine Mann denn auch sogleich ganz Feuer und Flamme.

„Ein Genie, sage ich Ihnen, mein Herr — ein wirkliches Genie! — Ich bin stolz darauf, diesen jungen Künstler gewissermaßen entdeckt zu haben, denn seine Berühmtheit ist nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung nur eine Frage der Zeit. Haben Sie schon mal solche Augen gesehen, mein Herr? Nicht einmal der große Lenbach hätte das fertig gebracht — von den Lebenden schon gar nicht zu reden.“

„Sie sind virtuos gemalt — ohne Frage. Nur sollte Herr Harling dies Virtuosenstückchen nicht allzuoft wiederholen.“

Der Kunsthändler machte ein erstauntes Gesicht, und seine Haltung gegen den Fremden, dessen Kunstverständnis er um des etwas rustikalen Anstrichs seiner äußeren Erscheinung willen bisher vielleicht nicht allzu hoch eingeschätzt hatte, wurde noch um ein Erhebliches respektvoller.

„Ah, Sie kennen also noch andere Bilder des jungen Meisters, mein Herr? — Sie hegen für seine Eigenart vielleicht ein besonderes Interesse?“

„In der Tat, ich interessiere mich für Herrn Harling, nachdem ich zufällig Gelegenheit hatte, einige seiner Bilder zu sehen. Und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir die Möglichkeit verschaffen könnten, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, ehe ich mich auf meine heimatliche Besitzung zurückbegebe. Ich hatte seine hiesige Adresse bereits erfragt und habe gestern sowohl in seinem Atelier wie in seiner Privatwohnung den Versuch gemacht, ihn zu sprechen. Aber ich kam überall an verschlossene Türen, und die Hausleute äußerten die Vermutung, daß Herr Harling verreist sei, ohne doch etwas über das mutmaßliche Ziel dieser Reise sagen zu können. Als sein geschäftlicher Sachwalter aber sind Sie vielleicht besser unterrichtet.“

Herbert Wyckhoff bildete sich auf seine diplomatische Geschicklichkeit ebensowenig ein, als auf seinen Scharfblick in der Beurteilung menschlicher Physiognomien, diesmal aber hielt er sich doch überzeugt, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, denn ein eigentümlich verlegenes Zucken in dem fleischigen Gesicht des Herrn Reimann verriet, daß er nicht die volle Wahrheit sprach, als er nach einem kleinen Zaudern erwiderte:

„Ich bedaure außerordentlich, mein Herr! — Allerdings hat mir Herr Harling gelegentlich von einer beabsichtigten Reise gesprochen, wohin aber er sich zu begeben gedenke, hat er auch mir nicht gesagt.“

Der junge Gutsbesitzer wandte sich kurz ab, als sei er willens, den Ausstellungsraum zu verlassen.

„Schade!“ sagte er. „Ich würde bei angemessener Preisforderung dies Bild hier gekauft haben, wenn ich gleichzeitig Gelegenheit gehabt hätte, mich wegen einer kleinen Aenderung mit dem Künstler persönlich ins Einvernehmen zu setzen. Da Ihnen aber, wie Sie sagen, sein Aufenthalt unbekannt ist, muß ich wohl zu meinen Bedauern auf die Ausführung dieses Gedankens verzichten.“

Das Wort übte eine beinahe zauberhafte Wirkung auf den Kunsthändler.

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden möchten, mein Herr! — Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß Herr Harling meinem Sozius oder meinem Buchhalter mitgeteilt hat, wohin er sich zu begeben gedenkt. Ich werde mich sogleich erkundigen. Sie reflektieren also auf das Bild? — Nun, Sie würden wahrhaftig keinen schlechten Kauf machen, denn Sie erhalten es heute, wo Sie noch nicht die Berühmtheit des Malers mitzubezahlen brauchen wie bei so manchem anderen, weniger wertvollen Werke, sozusagen halb geschenkt.“

Herbert konnte sich eines kleinen Lächelns nicht enthalten.

„Und auf welchen Betrag würde diese halbe Schenkung sich beziffern?“

„Ich gebe es Ihnen für zwölfhundert Mark, obwohl ich von Herrn Harling eigentlich den Auftrag habe, nicht unter fünfzehnhundert hinabzugehen. Aber da Sie einen so lebhaften Anteil an dem jungen Künstler nehmen und sich vielleicht auch weiterhin für ihn interessieren werden —“

„Ich würde mit dem geforderten Preise einverstanden sein,“ schnitt Herbert den Strom seiner Beredsamkeit ziemlich kurz ab. „Aber ich könnte, wie gesagt, das Gemälde nur unter der Voraussetzung erwerben, daß Sie mir den gegenwärtigen Aufenthalt des Malers anzugeben vermögen. In diesem Fall stände einem sofortigen Abschluß des Geschäfts nichts im Wege.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Nenne mich erfüllte Sehnsucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,
Nenne mich die stille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne,
Eh' hervortritt ein schönerer Tag!
Menschen nennen mich den Tod!

Otto Ludwig.

Seine Großmutter.

Novellette von B. Rittweger.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine fröhliche Gesellschaft junger Damen und Herren, begleitet von einigen Müttern, kehrt eben von einem Ausflug, zu dem der herrliche Herbsttag verlockt hat, heim, in lauter, munterer Unterhaltung. Das letzte Paar, ein stattlicher Herr in elegantem Anzug und eine bildhübsche, schlanke junge Dame, ist jedoch ziemlich weit hinter den anderen zurückgeblieben. Die beiden haben sich offenbar viel zu sagen, — er neigt sich flüsternd zu ihr, und sie schaut glückselig zu ihm auf. Ja, die beiden sind sich sehr gut, und sie haben sich's auch schon vor längerer Zeit gestanden, aber das Mädchen findet es so wunderschön, noch eine Weile den Zauber „der heimlich-stillen Liebe, von der niemand nichts weiß“, zu genießen. Sie hat den Geliebten immer wieder gebeten, die Veröffentlichung der Verlobung hinauszuschieben. Sonst hat da niemand etwas dreinzureden. Susanna Hellmuth ist Waise, mündig, reich, also ganz und gar unabhängig.

Wie war das heute wieder hübsch, das öffentliche „Sie“, die Furcht, sich zu verraten, das unmerkliche Blinzeln des Einverständnisses von Aug' zu Auge! Und jetzt dieser wonnige Heimweg an seiner Seite! Ueber alles mögliche plaudern die beiden, auch über gleichgültige Dinge, aber ihre Augen reden nur — Liebe! Jetzt hat die Gesellschaft, das Paar immer als letzte, die Bahnhofstraße erreicht; hochbeladene Hotelwagen, einzelne Reisende kommen des Weges — jetzt müssen die zwei sich zusammennehmen und scheinbar fremd nebeneinander hergehen; das zärtliche Flüstern muß aufhören. Mit einem Male ertönt ein Ruf hinter ihnen: „Stephan — Stephan!“ — Sie halten ihre Schritte an, der Herr dreht sich um, eine alte Bauernfrau winkt mit dem Schirm, und noch einmal ruft sie: „Stephan!“ Doktor Stephan Rest wird dunkelrot, dann spricht er zögernd und doch die einzelnen Worte heftig herausstoßend: „Es scheint ein Bekanntes aus meinem Dorf, erlaube einen Augenblick, Susanna, ich bin gleich wieder bei dir — die Frau will vielleicht eine Auskunft — hm — die Leute auf dem Lande sind nun mal so — hm — so ungeniert. Ich will doch hören, man möchte nicht für hochmütig gelten —“

„Aber gewiß, Stephan, geh, oder — darf ich mit?“

„Bewahre, Susanna, das würde nur auffallen —“ damit geht er, und das Mädchen schreitet langsam den andern nach, ohne sie ganz erreicht zu haben, als Stephan sie schon wieder eingeholt hat. „Es ist, wie ich dachte, eine alte Frau aus Linden, sie will Verwandte hier besuchen, und sie freute sich des bekannten Gesichts — das ist alles.“

Die andern warten jetzt; ein Teil der Gesellschaft geht hier ab, man verabschiedet sich voneinander — es war doch zu hübsch, dieser Tag, der letzte vielleicht, an dem man so etwas unternehmen konnte.

Doktor Rest begleitet Fräulein Hellmuth nach Hause; lächelnd schaut man ihnen nach. Ob es heute wohl zur Erklärung gekommen ist? Lange kann's doch nicht mehr dauern. — Es ist schon etwas dämmerig, und merkwürdig, auch über der Stimmung des jungen Paares, der erst so erhöhten, liegt's wie ein Schatten. Der Mann zwingt sich nur zu den wenigen Worten, die er spricht, und das Mädchen sieht ihn ängstlich fragend von der Seite an. Zuletzt faßt sie Mut: „Du hast doch nicht schlechte Nachrichten aus deiner Heimat erhalten, Stephan? Du bist so ernst mit einem Male —“

„Schlechte Nachrichten, wie sollt' ich, wie kommst du darauf? Von wem — du weißt ja, ich habe —“

„Gewiß, freilich, ich weiß, Stephan, du stehst allein, das hast du mir ja gesagt, aber laß dich's nicht kümmern, jetzt tut das nichts mehr — du hast ja mich — ich bin so glücklich, daß ich dir alles sein darf. Wenn dir das nur immer genügen kann, Lieber.“ Gar innig klingen die Worte des Mädchens, aber Stephan erwidert nichts darauf. Sie sind auch eben an ihrem Ziel, an der hübschen Villa, die Susannas Eigentum, angelangt. „Kommst du mit herauf zum Tee, Liebster? Tantchen ist gewiß darauf eingerichtet.“

„Nein, danke, heute nicht, ich habe, ich muß noch — Vorbereitung auf morgen — sonst natürlich — aber wirklich, heute geht's nicht. Gute Nacht, Susanna, auf Wiedersehen.“

Rasch, fast zu rasch wendet er sich hinweg und geht.

Susanna schaut der hohen Gestalt noch eine Weile nach, dann durchmißt sie langsam den Vorgarten, schellt und erwidert freundlich die Begrüßung des ihr öffnenden ältlichen Fräuleins, einer entfernten Verwandten, die ihr Stütze und Gesellschafterin ist. Aber gegen ihre sonstige Gewohnheit gibt sie dem „Tantchen“ heute nur knappe Auskunft über die Erlebnisse des Tages, und nachdem sie eine Tasse Tee getrunken, spricht sie die Absicht aus, ihr Schlafzimmer aufzusuchen, obgleich es noch sehr früh ist.

Das Tantchen fragt ängstlich, ob ihr etwas fehlt, aber Susanna erklärt, nur müde vom Weg zu sein.

Und nun ist das junge Mädchen allein und kann ungestört ihren Gedanken nachhängen. Die aber kehren immer wieder zu der alten Bauernfrau zurück. Wie die gerufen hat: Stephan, Stephan — so ruft keine Fremde!

Und wie zerstreut, wie verlegen und unruhig er nachher war! Und er hat ihr nicht gesagt, warum. Sicher, die alte Frau geht ihn näher an, als er zugestehen will. Sie weiß wenig von der Jugend ihres Bräutigams, von seiner Herkunft. Nur, daß er in einfachen Verhältnissen groß geworden, daß seine Eltern lange tot sind, daß er keine Geschwister hat, das hat er ihr gesagt, auf ihre Fragen allerdings erst. Von selbst hat er nie davon gesprochen. Und als sie mehr hören wollte, Eingehenderes, da hatte er abgewehrt: „Laß, Liebste, es würde dich wenig anmuten, dich mit deinem vornehmen Sinn, von den engen Verhältnissen, in denen ich aufgewachsen, mehr zu erfahren. Sie sind überwunden zum Glück, das soll dir genügen.“ Da hatte sie natürlich geschwiegen, seinen Wunsch geachtet — es lag wohl in seiner feinfühlenden Art, daß er ihr nicht von einer freudlosen Jugend sprechen wollte. Später vielleicht, später, wenn sie ihm erst ganz angehörte, dann würde er ihr auch davon berichten. Denn es interessierte sie ja alles, auch das Kleinste, was ihn anging, den lieben, schönen, bedeutenden Mann, der trotz seiner Jugend schon eine Stellung in der Gelehrtenwelt einnahm. O, wie stolz sie war, daß er ihr seine Neigung geschenkt! Nie konnte sie ihm das genug vergelten. Und es drückte sie oft, daß sie seiner nicht würdig sein, ihm auf die Dauer nicht genügen könne; er war so bedeutend, und sie war nur ein schlichtes Mädchen. Stephan erschien ihr so vollkommen, alles, was er tat, was er sagte, war so sicher, so bestimmt, so tadellos. Oft hatte sie fast gewünscht, einen Fehler an ihm zu entdecken, sie hatte sich ganz gedrückt gefühlt bei dem Gedanken, daß er so hoch über allen stand, die ihr sonst nahegetreten, daß so gar keine Schwäche an ihm war. Sie hatte gewünscht, er möchte